Ein Adjutant Bonaparte's.

Dritter Band.

Ein

Adjutant Bonaparte's.

Historischer Roman

von

Mathilde Raven.

Dritter Band.

Berlin, 1876.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Emily hatte während dieser vierzehn Tage, die ihr Gatte in einem Fieber der Freude und Erwartung verbrachte, mit einer tiefen Entmuthigung gekämpft. Sie war so glücklich gewesen in dem vergangenen Sommer und Winter. Wie nach einem vorübergezogenen Gewitter Erde und Himmel in neuem frischen Glanze strahlen, hatte sich ihr häusliches Leben nach der Abdankung des Kaisers und dem Tode Josephine's doppelt freundlich gestaltet in der stillen Zurückgezogenheit, die ihrem innersten Wesen entsprach. Ihr Gatte, den sonst seine Berufsgeschäfte und seine Beziehungen zum Kaiser, den ganzen Tag fern vom Hause hielten, war jetzt immer in ihrer Nähe. Das Zimmer wo er mit seinen Büchern saß, war nur durch ein Vorzimmer von dem

getrennt, in welchem sie mit Josephine sich aufzuhalten pflegte. Zum ersten Male theilte er mit ihr die Freude an der Entwickelung des lieblichen Kindes, leitete die Studien desselben und lernte den Reiz kennen, den die Fröhlichkeit und Anmuth eines jungen Mädchens über Alles im Hause verbreitet. Auch war Lavalette so heiter und glücklich, wie sie ihn kaum jemals gekannt hatte; alle die köstliche Laune, die ihn zum Liebling der Gesellschaft machte, sprudelte nur allein für Weib und Kind und die wenigen treuen Hausfreunde. Und niemals hatte ihm die Aufmerksamkeit und Bewunderung des glänzendsten Cirkels ein so angenehmes Gefühl erregt, wie Josephine's silberhelles Lachen, wenn sie in höchster Spannung seinen Worten lauschte Niemals war auch die tiefe, innige Zärtlichkeit, die sein Herz für sein schönes, edles Weib erfüllte, so zu Tage getreten, wie jetzt, wo die leidenschaftliche Freundschaft für Napoleon nicht mehr störend dazwischen trat.

Es war Emily gewesen, als beginne jetzt erst ihre Ehe und ihr wahres Leben. Und wie um alle ihre Wünsche mit Erfüllung zu krönen, blühte für die Gatten eine Hoffnung auf, der sie schon entsagt hatten. Josephine war ihr einziges Kind geblieben; Emily's erstgeborener

Knabe war ihnen schon in den ersten Tagen seines Lebens wieder entrissen und hatte Lavalette's Sehnsucht nach einem Erben des Namens und der Würden, die er sich errungen, nur gesteigert, ohne sie zu befriedigen. Jetzt, wie zur Entschädigung für Alles, was ihm das Schicksal mit dem Kaiser geraubt, konnte ihm Emily die frohe Aussicht auf die Erfüllung ihres liebsten Wunsches eröffnen.

Sie hatte sich so gefreut auf seine Freude; sie hatte sich ausgemalt, wie sich sein Gesicht verklären, wie das schöne, tiefe Auge aufleuchten werde bei ihren Worten. Heute wollte sie es ihm sagen — sie hatte gezögert, um ihm ja nicht durch ihre Voreiligkeit eine Täuschung zu bereiten. —

Und heute kam er zurück mit der Nachricht, der Kaiser sei in Frankreich gelandet! —

Sie konnte sich nicht entschließen, in diesem Augenblicke ihm ihr Geheimniß zu enthüllen; es würde sie in innerster Seele verletzt haben, wenn er es gleichgültig aufgenommen hätte, und das mußte sie doch erwarten, er hatte ja nur einen Gedanken, ein Interesse, Napoleon kehrte zurück.

In den nächsten vierzehn Tagen bekam sie ihn kaum zu Gesicht; er war ja fast immer bei Hortense.

Und als der Kaiser in Paris angelangt war, als Lavalette wieder sein Amt als Generalpostdirector übernommen hatte, da war es vorüber mit dem stillen häuslichen Zusammenleben. Napoleon der ihn früher nur des Abends zu sich bestellte, ließ ihn jetzt täglich mehrere Male zu stundenlangem Gespräch herbeiholen. Und Freunde und Bekannte, die sich fern von ihnen gehalten hatten, während der Restaurationszeit, strömten jetzt herbei und raubten ihr auch noch die kurzen Stunden, die ihr Gatte im Hause zubringen konnte.

So waren mehrere Wochen vergangen, und erst als Lavalette, der besorgt ihre gedrückte Stimmung und ihr leidendes Aussehen bemerkte, mit Fragen in sie drang, gestand sie ihm mit Thränen, was sie ihm in höchster Freude hatte verkünden wollen.

Die Ueberraschung machte ihn für einige Sekunden sprachlos, aber das Aufleuchten seines Auges und die freudige Verklärung seines Gesichts, wie sie es sich ausgemalt, fehlte nicht. Nur verschwanden sie rasch und ein wehmüthiger Ernst verbreitete sich über seine sprechenden Züge.

„Meine theure Emily!“ sagte er innig. „Du lässest einen Hoffnungsstern vor meinen Augen aufgehen.

Und gerade heute, wo ich des Trostes so sehr bedurfte. Daß Du ihn mir bringen würdest, ahnte ich nicht in meinem Mißmuth."

Emily richtete sich erschrocken auf.

„Du hast Kummer, und ich weiß es nicht?" fragte sie hastig.

„Du sahst ja den Abgrund vor unsern Füßen früher als ich," sagte er trübe. „Ich mache mir keine Illusionen mehr über unsere Lage. Gott weiß, was aus dem armen Frankreich werden soll, aber der Kaiserthron wankt, ich fürchte, selbst Napoleon wird nicht im Stande sein, ihn dauernd wieder zu befestigen. Er hat sich getäuscht im Bezug auf den Congreß in Wien. Nach den Nachrichten, die von dort nach Elba kamen, hat er geglaubt, daß die Alliirten bei der Theilung der Beute des vorigen Feldzugs uneins geworden seien. Es ist auch sicher, daß im Anfange dieses Jahres Oesterreich, Frankreich und England sich im Geheimen gegen Rußland und Preußen verbündet hatten, welche keine Grenze ihrer Forderungen zu kennen schienen. Napoleon hatte nicht vorausgesehen, daß sie sich von Neuem Alle gegen ihn vereinigen würden. Das Manifest vom 13. März, in welchem die Mächte des Wiener Congresses ihn gleich=

sam für vogelfrei erklären, hat ihm den Boden unter den Füßen fortgezogen. Der Krieg ist jetzt unvermeidlich. Und es giebt keinen Franzosen in Frankreich, der den Krieg wünschte, einige junge Offiziere vielleicht abgerechnet."

Er schwieg eine Weile, dann fügte er hinzu. „Noch in einem Punkte hat sich der Kaiser getäuscht. Er hat fest erwartet, daß ihm Oesterreich seinen Sohn und seine Gattin zurückgeben werde. Aber die Kaiserin weigert sich, zu ihm zurückzukehren."

Emily, die bis dahin still zugehört hatte, richtete sich lebhaft empor.

„Marie Louise will nicht zu ihrem Gatten zurückkehren?" fragte sie rasch. „Ist es denn wirklich wahr, was man sich erzählt, daß sie Pflicht und Ehre vergessen hat, und durch ein Liebesverhältniß mit dem Grafen Neipperg in Wien zurückgehalten wird?"

„Leider ist es so," entgegnete Lavalette. „Der Kaiser leidet schwer darunter, er hat Marie Louise herzlich lieb gehabt."

„O, und um diese Frau hat er Josephine verstoßen!" rief sie. „Diese Heirath mit der Oesterreicherin ist sein Verbrechen wie seine Strafe."

Der Eintritt eines langjährigen Hausfreundes, des Herrn Baudus, unterbrach das Gespräch der Gatten, das sich aber sofort wieder demselben Gegenstande zuwendete, der die Gedanken Aller beschäftigte.

„Wenn sich Napoleon getäuscht hat," sagte Herr Baudus, „so war auch das Volk in einem großen Irrthum. Es hat geglaubt, er werde als ein Anderer von Elba zurückkehren, und er ist Derselbe geblieben. Diese Erkenntniß hat das Feuer der Begeisterung, mit dem man seine Rückkehr begrüßte, wie mit einem Strom kalten Wassers ausgelöscht."

„Ich glaube jetzt," sagte Lavalette mit einem Seufzer, „daß dieser einmüthige Enthusiasmus mehr aus der Hoffnung entsprang, die Bourbons los zu werden, als aus der Freude den Kaiser wieder zu sehen. Jetzt, nachdem es die Royalisten, die sich alle Welt zu Feinden gemacht hatten, gedemüthigt und im Zaume gehalten sieht, steht das Volk verwirrt vor der Thatsache, daß ihm dieser Sieg über die „Revenants" den Frieden kostet, daß von Neuem ein Krieg bis auf's Messer Handel und Gewerbe niederdrücken und Opfer an Gut und Blut fordern wird. Und dieser Krieg bietet nicht einmal Aussicht auf ein glückliches Ende.

Die Uebermacht der Alliirten ist noch eben so groß wie vor einem Jahre, und sie haben es sich zum Ehrenpunkte gemacht, Napoleon nicht auf dem Throne der Bourbons zu dulden."

„Weshalb hat er ihn wieder bestiegen, da er ihm entsagt hatte!" rief Baudus. „Diese Wiederannahme aller seiner Titel bis zu der verletzenden Formel: „Wir Napoleon, durch die Gnade Gottes und die Constitutionen des Kaiserreichs" u. s. w. haben sofort die Folge gehabt, daß der Staatsrath die Souverainität der Nation erklärte. Die Aufhebung der Charte war der größte Fehler, den er begehen konnte. Die Franzosen wollen frei und unabhängig sein und nach selbstgegebenen Gesetzen regiert werden. Wir wollen keinen servilen Senat, keinen stummen gesetzgebenden Körper mehr, wir wollen keinen Herrn, kein Willkürregiment, wir bedürfen nur eines Führers, eines Präsidenten."

Lavalette schüttelte den Kopf.

„Ich bin ein Freund der Freiheit, wie Sie," sagte er, „aber für's Erste handelt es sich um die Unabhängigkeit. Erst müssen wir den Feind von den Grenzen schlagen, ehe wir die inneren Angelenheiten ordnen können. Ich hätte allerdings gewünscht, daß Napoleon nicht in

eigenem Namen sondern als Stellvertreter der Rechte seines Sohnes dem Auslande gegenüber getreten wäre. Aber da das nicht angeht, so blieb nichts übrig, als die kaiserliche Krone wieder auf's Haupt zu setzen."

„Napoleon konnte einen Entschluß fassen," sagte Baudus, „der die Alliirten zittern gemacht und den Mißvergnügten im Innern jeden Vorwand geraubt hätte. Er konnte zu den Souverainen sagen: „Ich hatte den Thron bestiegen, damit Frankreich durch dieselbe Regierungsform, wie die Eurer Staaten Euch Vertrauen einflöße und in den Bund der europäischen Familie wieder aufgenommen werde. Ihr wollt diesen Thron nicht anerkennen; gut, ich steige vom ihm herab. Ich bin nur noch der erste Consul der französischen Republik." Und zu der Nation konnte er sagen: „Man hat es auf Eure Unabhängigkeit abgesehen, obgleich man sagt, daß man blos meinen Thron angreifen wolle. Seht hier, ich zertrümmere ihn mit eigenen Händen, ich bin nur noch ein temporärer Staatsbeamter; ich will nur noch der General sein, der für das Vaterland fechten und sterben will. Nicht die Nation soll sich opfern, um Napoleons Dynastie zu vertheidigen, Bonaparte

opfert sich auf, um die Unabhängigkeit des französischen Volkes zu sichern."

„Welche Begeisterung würde eine solche großherzige Abdankung hervorgerufen haben! Napoleon brauchte einen Krieg nicht zu fürchten, dessen Gegenstand und Vorwand er nicht mehr war, und die erschreckten Fürsten hätten nur zitternd ihre Soldaten gegen eine Nation gesandt, die mit ihren Rechten zugleich die Rechte aller andern Nationen proklamirt hätte."

„Das konnte Napoleon nicht thun," warf Frau von Lavalette ein. „Er hängt zu sehr an seiner Herrschermacht. Ehe er ein constitutioneller König oder Consul der Republik würde, ginge er lieber nach Elba zurück."

„Sie träumen sich um dreißig Jahre zurück, lieber Freund," sagte Lavalette, „wir schreiben nicht mehr 1792. Damals waren alle Bedingungen da die Republik siegreich zu machen. Man wollte unabhängig sein um jeden Preis. Das Volk war wüthend, barbarisch, aber es war nicht corrumpirt, die Armee war muthig, voll Begierde nach Ruhm, aber gleichgültig gegen Geld und Gunst. Jetzt hat sich Alles geändert. Damals gab es keine inneren Feinde, das Volk hatte sie verjagt oder gemordet, es

herrschte allgemeine Gleichheit. Jetzt ist nicht nur die alte Aristokratie zurückgekehrt, es ist eine neue dazu geschaffen. Die Männer, die im Besitz der Aemter oder Würden sind, wollen sie behalten und sind deshalb unentschlossen und unzuverlässig; die Armee hat ihre Marschälle, die sich der miserablen Stelle bewußt sind, welche sie bei der Restauration gespielt haben, die sich vor dem Kaiser und den Soldaten schämen, aber nichts mehr fürchten als den Wiederbeginn des Krieges, der ihnen nicht mehr wie früher Ruhm und Glücksgüter verspricht."

„Genug, lieber Freund, der Sünden des Kaiserthums," unterbrach ihn Baudus. „Carnot, den Napoleon jetzt, da es zu spät ist, zum Minister gemacht, damit das Volk glaube, der Kaiser wolle freie Institutionen schaffen, Carnot hat damals, als der erste Consul sich auf den Thron schwang, Alles vorhergesagt. An die Stelle des republikanischen Stolzes, der männlichen Tugenden, des Heldengeistes traten unter dem Kaiserreich der lächerlichste Hochmuth, die niederträchtigste Schmeichelei, die zügelloseste Habsucht. Wenn der Kaiser fällt, so ist es nicht die Schuld der Verhältnisse, er hat sich selbst sein Grab gegraben."

„Ich will des Kaisers Despotismus nicht vertheidigen,“ sagte Lavalette trübe, „ich will nur wiederholen, was ich schon hundert Mal ausgesprochen habe: es ist eine Thorheit, jetzt für die Freiheit im Innern zu kämpfen, während der Feind sich bereit macht, in Frankreich einzudringen. Wenn die Alliirten zurückgeschlagen sind, ist es noch Zeit genug dazu.“

„Aber die Alliirten bedrohen uns nur mit Krieg Napoleons wegen.“

„Ist das wirklich Ihre Meinung, lieber Baudus? Glauben Sie, daß die verbündeten Mächte ruhig zusehen werden, wenn Frankreich wieder eine Republik wird? Wir haben zu wählen, den Kaiser oder die Bourbons. Nur der Sieg kann uns retten, und an diesem Siege — muß ich verzweifeln. Das Volk, die Armee, der Kaiser, Alle sind nicht mehr, was sie waren. Der Kaiser ist krank, was an ihm zehrt, weiß ich nicht, manchmal muß ich an seinen Vater denken, der in der Blüthe der Jahre am Magenkrebs starb.“

„Ich glaube,“ sagte Baudus, „die Erkenntniß seiner Lage drückt ihn. Er sucht vergebens die alte Unterwürfigkeit, den tiefen Respekt, den unbedingten Gehorsam. Der kaiserliche Purpur, der schon einmal ab=

gelegt worden und wieder neu hervorgezogen ist, hat den alten Glanz nicht mehr."

„Ja," bestätigte Lavalette gedankenvoll, „es ist so, selbst die kaiserliche Etikette wird nicht mehr beachtet, wie früher. Gestern zum Beispiel hatte er mich rufen lassen; die Unterhaltung hatte schon länger als eine Stunde gewährt, sie begann zu stocken. Nachdem wir zwei oder drei Mal stillschweigend das Zimmer auf und ab gegangen waren, grüßte ich, um mich zurückzuziehen, da mich die Sache langweilte und meine Arbeit mich rief."

„Wie?" sagte der Kaiser erstaunt, obwohl mit Lächeln. „Verläßt man mich auf diese Weise?"

„Ich hätte es gewiß nicht vor einem Jahre so gemacht. Aber ich habe die alte Gewohnheit verloren, und ich fühle, ich würde sie nie wieder gewinnen. In einer dieser Unterhaltungen, deren Gegenstand der Geist der Freiheit war, der sich überall mit so großer Energie ausspricht, sagte er zu mir in fragendem Tone. „Alles das wird ein paar Jahre dauern?" Glauben Ew. Majestät das ja nicht, antwortete ich ihm. Das wird immer dauern. Es hat nur kurzer Zeit bedurft, ihn selbst

davon zu überzeugen; das Geständniß ist ihm mehrere Male entschlüpft.

„Es ist ein sonderbares Ding um die Macht,“ fügte er nach einer Pause hinzu. „Zum Theil beruht sie auf dem Selbstgefühl des Mächtigen, auf der Sicherheit, daß den Befehlen Gehorsam folgt, daß die Anordnungen prompt und gut ausgeführt werden; zum Theil auf dem allgemeinen Glauben an die Macht. Beide Ressorts beginnen zu versagen. Napoleon glaubt nicht mehr an das Volk, das Volk glaubt nicht mehr an den Kaiser.“

„Er ist auch ein Revenant,“ sagte Baudus. „Seine Zeit ist vorüber.“

Zwei Monate später hatten sich Lavalette's trübe Ahnungen erfüllt. Die Schlacht von Waterloo war geschlagen. Napoleon hatte sein besiegtes Heer verlassen und war flüchtig nach Paris gekommen.

Der treue Freund eilte zu ihm, sobald er die schreckliche Nachricht erhielt.

Der Kaiser kam ihm entgegen, sobald er ihn sah, und statt der Anrede brach er in ein entsetzliches convulsivisches Lachen aus, bei dem es Lavalette eisig über den Rücken lief.

„O, mein Gott! mein Gott!“ stöhnte der Unglückliche, die Augen zum Himmel emporgeworfen.

So furchtbar der Ausbruch seiner Verzweiflung gewesen war, so kurz war er. Mit Riesengewalt faßte er sich und fragte den Freund, was in der Deputirtenkammer vorginge.

Lavalette durfte ihm nicht verschweigen, daß die Erbitterung den Gipfel erreicht habe, und daß die Majorität entschlossen scheine, seine Abdankung zu verlangen oder wenn er sie nicht einschicke, dieselbe auszusprechen.

Das erste Mal hatte er freiwillig dem Throne entsagt, das zweite Mal zwang ihn die Nation dazu.

Die letzten Tage auf französischer Erde verlebte der besiegte Kaiser in la Malmaison, dem stillen Landsitze, wo er als erster Consul mit seiner jungen Gattin das reinste Glück seines Lebens genoß, und wo die arme Josephine „unter Blumen“ einsam trauerte und starb. Dort machte Napoleon Lavalette, der fortwährend von Paris nach la Malmaison, wo die arme Hortense krank lag in Folge der entsetzlichen Ereignisse, unterwegs war, den Vorschlag, ihn auf seiner Flucht (er dachte nach Amerika zu gehen) zu begleiten.

Lavalette mußte den Vorschlag ablehnen.

„Meine arme Emily ist sehr leidend," sagte er. „Ich kann mich nicht entschließen, sie in ihrem jetzigen Zustande zu verlassen und sie ist nicht im Stande mitzugehen. Lassen Sie mir Zeit; ich werde nachkommen, wo Sie auch sein werden. Ich bin Ihnen in besserer Zeit treu gewesen, Ew. Majestät kann auch jetzt auf mich rechnen. Uebrigens, wenn meine Frau nicht meine ganze Sorge in Anspruch nähme, thäte ich besser, wegzugehen. Ich habe sehr traurige Ahnungen in Betreff meines Schicksals."

Der Kaiser schwieg, aber der Ausdruck seines Gesichtes verrieth, daß er keine bessere Meinung davon habe als Lavalette selbst.

Bis zum letzten Augenblicke, wo Napoleon mit dem treuen Bertrand in den Wagen stieg, um nach Rochefort zu fahren, wo er den unseligen Entschluß faßte, sich den Engländern in die Hände zu liefern, war Lavalette bei ihm geblieben. Er sah dem Unglücklichen nach, voll Unruhe über sein Loos, mit nagendem Seelenschmerz, aber ohne Ahnung dennoch, wie weit die Härte des Schicksals und die Grausamkeit seiner Feinde gegen den großen Mann gehen würde.

Wenige Tage vergingen, da nahte ihm selbst die Gefahr. Der Staatssecretair Maret, Herzog von Bassano, kam zu ihm, ihn zu warnen.

„Ich erfahre aus ganz sicherer Quelle," sagte er ihm, daß eine Proscriptionsliste, die bereits zweitausend Namen zählt, durch die Bemühungen Fouché's und Talleyrands, unter der Direction der Prinzen zusammengesetzt wird. Die Herzogin von Angoulême selbst verschmäht es nicht, Antheil daran zu nehmen. Die schimpfliche Flucht am 20. März hat die Bourbons rasend gemacht, sie dürsten nach Rache und werden die Lächerlichkeit in Blut abzuwaschen suchen. Ich stehe auf der Liste und werde noch heute Abend abreisen, um mich zu sichern. Auch Ihr Name ist mir genannt. Trotzen Sie nicht leichtsinnig der Gefahr, folgen Sie meinem Beispiele, ehe es zu spät ist."

„Ich danke Ihnen für diesen Beweis Ihrer Freundschaft," entgegnete Lavalette, „aber ich bin fest überzeugt, daß ich keine Gefahr laufe. Mein Betragen während der hundert Tage ist völlig vorwurfsfrei. Wenn ich es von allen Seiten auf Strengste untersuche, so kann ich nichts entdecken, was mir Strafe zuziehen könnte, als allenfalls, daß ich mich einige Stunden vor

der Ankunft des Kaisers der Post bemächtigt habe. Das könnte mir als Anmaßung eines Amtes ausgelegt werden, ein Vergehen, das vor die Police correctionelle gehört und mir höchstens Gefängnißstrafe zuziehen könnte."

„Lieber Freund," sagte Maret, „erinnern Sie sich an die Worte Dubois': „Wenn man mich beschuldigte, die Thüren von Notre=Dame in die Tasche gesteckt zu haben, würde ich machen, daß ich davon käme." In Zeiten wie die jetzigen kann man keine Gerechtigkeit erwarten. Die schlimmste aller Revolutionen ist die Restauration. Alle Niederträchtigkeiten, die nur zu denken sind, werden gegen die besiegte Partei ausgeübt werden."

„Ich kann meine arme kranke Frau nicht verlassen," erwiderte Lavalette. „Die Aufregungen der letzten Zeit haben ihre Gesundheit tief erschüttert. Ich will und muß es darauf ankommen lassen, daß man mich der Amtsanmaßung anklagt. Zwei bis fünf Jahre Gefängniß, schlimmere Strafe kann mich nicht treffen. Selbst vom Gefängniß aus werde ich über meine Frau wachen können. Der Gedanke an eine Flucht, wo ich sie nicht mitnehmen könnte, ist mir unerträglich. Ich muß in Paris bleiben."

Der Herzog von Bassano ging, ohne ihn überzeugen

zu können, oder vielmehr, ohne seinen Entschluß erschüttert zu haben. Eine Freundin des Hauses, die Fürstin von Vaudemont, kam ebenfalls, ihn zur Flucht zu bereden, umsonst.

„Ich habe kein Unrecht gethan," sagte er, „und ich kann Emily nicht verlassen. Ich habe an Herrn von Talleyrand einen Brief geschrieben, in welchem ich ihm mein Betragen auseinandergesetzt habe. Wollen Sie es übernehmen, ihm denselben einzuhändigen. Ich habe ihm darin Rechenschaft von Allem gegeben, was ich am 20. März gethan habe. Gewiß, ich habe mir keinen Vorwurf zu machen, und es wäre Unrecht gegen Weib und Kind, wenn ich fliehen wollte."

Die Fürstin von Vaudemont bestellte den Brief und Talleyrands Antwort ließ nicht auf sich warten. Am dreißigsten Juli wurde Lavalette, als er mit seiner Frau und Herrn Baudus bei Tische saß, verhaftet und in's Gefängniß geführt.

Zweites Capitel.

Am späten Abend des Tages, der ihn aus dem Kreise der Seinigen gerissen, saß Lavalette im Verhörsaale des Polizeigefängnisses dem Untersuchungsrichter gegenüber.

Dieser hatte mit Fragen und Antworten vier bis fünf Seiten vollgeschrieben, als er sich in seinen Sessel zurücklehnte, um eine Pause zu machen.

„Seit neunundzwanzig Jahren," sagte der kleine untersetzte Mann nicht ohne Selbstgefühl, „sitze ich nun schon in diesem Sessel, immer inquirirend, am Tage, bei Nacht, zu jeder Stunde, unter jeder Regierung."

„Es scheint, Sie lieben Ihren Beruf," sagte Lavalette zerstreut.

Nicht sein eigenes Schicksal beunruhigte ihn, er fühlte sich ja schuldlos. Aber er dachte mit großer Besorgniß an die Wirkung, die der Schrecken über seine Verhaftung auf Emily gehabt haben konnte.

„Ob ich meinen Beruf liebe?“ antwortete Herr Vautrin. „Gewiß. Ich könnte es nicht aushalten, einen Tag diesem Saale fern zu bleiben. Ich könnte ja in's Theater gehen, mich mit meinen Freunden, meiner Frau, meinen Kindern amüsiren, aber nein, es ist nöthig, daß ich inquirire.“

Und mit großem Eifer erzählte er dem schweigsamen Zuhörer, wie interessant sein Beruf und wie außerordentlich geschickt er in demselben sei.

„Sie erinnern sich doch der Höllenmaschine, Herr Graf?“ fragte er.

„Ich war damals nicht in Paris,“ entgegnete Lavalette, aus seinen Gedanken auffahrend bei der directen Frage, „aber ich habe genug von ihr gehört.“

„Nun gut! Unter den Verschwörern war ein Herr N . . ., ein intimer Freund Limoélans, der Haupturheber des Complotts. Dieser N . . . hatte unter den Chouans gedient, und die Polizei setzte mit gutem Grunde voraus, daß er in Paris sei. Umzingelt wie ein Fuchs

während mehrerer Tage, schlief er Nachts in den Kohlenschiffen im Getreidehafen. Einmal, als die Polizei ihre Nachsuchungen in diesem Quartier aufgab, wagte er es, eine Nacht in einer Dachkammer bei einem Branntweinverkäufer zu schlafen. Die Polizei kam am andern Tage auf seine Spur, er war aber entflohen und kehrte nicht zurück. Man durchstöberte die Kammer und fand zwischen dem Bett und der Wand ein Stück Papier, das als Fidibus gedient hatte und zur Hälfte verbrannt war. Es enthielt jedoch noch einige geschriebene Zeilen und in der letzten folgende Worte: „Ich kann heute nicht mehr schreiben, ich leide sehr an den Augen.“

„Dieser Unglückliche wurde wieder ergriffen zwei Jahre später bei der Verschwörungsgeschichte des Georges Cadoudal und ich hatte das Vergnügen, ihn zu verhören. Er saß da, an Ihrem Platze, zwischen zwei Lichtern, gerade wie Sie jetzt. Ich plauderte mit ihm, während ich schrieb. Er war aus meiner Provinz; ich sprach mit ihm von seinen Eltern, von seinen Schulfreunden, dem Gegenstande seiner ersten Neigung. Und als ich bemerkte, daß er Zutrauen gewann und daß ein wenig Heiterkeit anfing, sich in seine Antworten zu mischen, unterbrach ich ihn plötzlich, um ihm mit dem natür-

lichsten Tone der Welt zu sagen: „Aber das Licht thut Ihren Augen weh; schieben Sie die Kerzen bei Seite, wenn Sie wollen.“

„Ich?! Ich leide nicht an den Augen.“

„Nicht? Es schien mir so.“

„O nein, augenblicklich nicht. Ich habe an den Augen gelitten, es ist wahr, aber das war vor ungefähr zwei Jahren.“

„Und wir fuhren in der Unterhaltung fort. Endlich lese ich ihm bedächtig seine Aussagen vor und er wundert sich, daß ich einen so unwichtigen Umstand in's Protokoll geschrieben habe.

„Weshalb haben Sie denn das hineingesetzt?“

„Das ist meine Gewohnheit, ich schreibe Alles in's Protokoll, war meine Antwort.“

„Und sehen Sie,“ fuhr Herr Vautrin fort, „diese kleine Bemerkung war sein Verderben. Das kleine halbverbrannte Stück Papier war aufbewahrt worden, die Schrift wurde verglichen, seine Gegenwart in Paris zur Zeit der Höllenmaschine constatirt.

„Und was geschah mit ihm?“ fragte Lavalette.

„Er wurde guillotinirt,“ entgegnete Vautrin mit

einem Blicke und einer Bewegung, die wahrhaft diabolisch waren.

Und ohne ein Wort hinzuzufügen, las er dem Gefangenen das Protokoll vor.

„Sie haben ja Ihre Anecdote ausgelassen,“ sagte Lavalette lächelnd, ich dachte, es wäre Ihre Gewohnheit, Alles zu schreiben.“

„O,“ entgegnete der Untersuchungsrichter ebenfalls lächelnd, „mit Ihrer Angelegenheit, Herr Graf, ist's nicht weit her; Sie sind kein Mann von Interesse für mich, Sie sind kein Verbrecher.“

Mitternacht war vorüber, als der Gefangene durch ein Labyrinth von Corridoren, enge, dunkle Treppen hinauf in sein Gefängniß zurückgeführt wurde. Als der Schließer die Thür der schmutzigen Dachkammer aufschloß, fuhr Lavalette unwillkürlich zurück vor dem Strom heißer, dumpfer Luft, die ihm entgegenquoll. Die Julisonne hatte den ganzen Tag über dem verschlossenen Raume gebrütet, und trotz aller Bemühungen fand er es unmöglich, das Fenster zu öffnen, das hoch oben im Dache angebracht war. Er warf sich ermüdet auf das elende Lager, aber der Schlaf floh seine Augen

und die ganze Nacht hindurch drängte sich ein widriges Bild nach dem andern vor seine Seele.

So kurz sein Aufenthalt im Gefängnisse war, hatte er doch schon eine Reihe der unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Herr Decazes, der Polizeiminister, der ihn unter dem Vorgeben, er wünsche ihn zu sprechen, hatte verhaften und einschließen lassen, ohne ihn zu sehen, war ein alter Bekannter von ihm. Er war Secretair der Madame Lätitia, Napoleons Mutter, gewesen und der junge Mann von bescheidenem Herkommen und ohne Verbindungen war dem Grafen Lavalette für manche Freundlichkeit verpflichtet. Bei dem Sturze des Kaisers hatte er rasch die Farbe gewechselt und war mit Eifer in's Lager der Gegenpartei übergegangen. Und um diesen Eifer seinem neuen Herrn gegenüber recht in's Licht zu stellen, mochte er es für gut halten, alle Rücksicht gegen seine frühern Gönner und Freunde aus den Augen zu setzen. Vielleicht schämte er sich auch, einem charakterfesten Manne gegenüber zu treten.

Noch einen Bekannten hatte Lavalette hier wieder gefunden, den Herrn von St. Paul, die rechte Hand des kaiserlichen Polizeiministers Savary. Er stand in der Gerichtsstube, als Lavalette hineingeführt wurde,

unter einer Anzahl Verhafteter. In der Meinung, daß ihn der Umschwung der Dinge in dieselbe unangenehme Lage gebracht habe, wollte Lavalette ihn anreden und ihm seine Theilnahme bezeugen, als Herr von St. Paul sich umwendete und zu einem Schließer sagte: „Führen Sie diesen Herrn nach Nr. 17.“ Er hatte in größter Eile den kaiserlichen Rock gegen den königlichen vertauscht und sein alter Freund war für ihn nicht mehr als ein politisch Verdächtiger.

Wenn ihm die Erbärmlichkeit dieser Beiden nur ein Achselzucken abgenöthigt hatte, so durchbebte ihn bei einer dritten Begegnung tiefe Bestürzung. In einem der Corridore, durch die man ihn führte, öffnete sich eine Thür, als er vorbeiging, und er blickte in ein Zimmer, wo ein paar junge Offiziere bei vollen Flaschen und dampfenden Schüsseln in augenscheinlich sehr heiterer Laune saßen.

„Das sind ja lustige Gefangene,“ sagte er zu dem Schließer.

„Sie werden wohl bald frei sein,“ entgegnete dieser. „Es sind die Adjutanten des General Labédoyère.“

„Ist Labédoyère verhaftet?“ fragte Lavalette erschrocken.

Er selbst hatte den jungen General, der als der Erste mit seinem Regiment zu Napoleon, bei der Rückkehr desselben von Elba, übergegangen war, zur Flucht beredet; er glaubte ihn sicher jenseits der Grenze.

„Ja. Er ist heimlich wieder nach Paris gekommen," sagte der Schließer, „und seine Adjutanten haben ihn denuncirt."

„Und sie verschmausen das Geld, das man ihnen für den Verrath bezahlt hat, nicht wahr?"

Der Schließer, der noch gut napoleonisch gesinnt sein mochte, antwortete nur durch ein verächtliches Achselzucken.

Lavalette mußte in der Stille der Nacht immer wieder an das letzte Mal denken, wo er Labédoyère gesehen, an der Seite seiner jungen, liebenswürdigen Frau, mit seinem Kinde spielend, heiter und glänzend, im Vollgenuß des Glückes. Was würde sein Schicksal sein!!

Er fühlte sich am andern Morgen nach der schlaflosen Nacht so unwohl, daß der Gefängnißarzt herbeigeholt werden mußte. Dieser mochte den Präfecten, dessen Arzt er ebenfalls war, aufmerksam gemacht haben, daß die schlechte Luft und die sonstigen Unzuträglichkeiten in Lavalette's Gefängniß der Krankheit desselben leicht

eine schlimme Wendung geben könnten, denn nach einigen Tagen führte man ihn nach der Conciergerie, wo man ihm am Ende eines dunklen Corridors ein Zimmer anwies, das womöglich noch schlechter war als das im Polizeigefängniß. Es war ein langer, schmaler Raum, an dessen Ende sich eine Art von halbverdecktem schrägen Fenster befand, das ungefähr einen Quadratfuß vom Himmel zu sehen erlaubte. Mit Kohle geschriebene Eigennamen und Ausrufe der Verzweiflung waren die einzige Verzierung der sonst völlig kahlen Wände. Ein schlechtes Feldbett, ein alter Tisch, ein Stuhl und zwei unsaubere Kübel machten das ganze Meublement aus.

Lavalette, der sofort sah, daß es ihm unmöglich sein werde, hier auch nur eine halbe Stunde zu lesen, verlor die Geduld und schrieb an den Polizeipräfecten, daß ihn seine Krankheit binnen kurzer Zeit tödten werde, wenn man ihm keine andere Wohnung anweise. Da es nun nicht die Absicht Derer, die ihn verhaftet hatten, war, daß er eines natürlichen Todes sterben sollte, so führte ihn wirklich der Inspector, nachdem er ihn zum Spaziergang im Gefängnißhofe abgeholt hatte, nicht wieder in dies Kerkerloch zurück, sondern schloß ihm ein niedriges, großes Parterrezimmer auf, wo er einen

Kamin fand und ein Fenster, das auf einen kleinen Hof ging.

„Ich habe Sie heute Morgen nicht hierher bringen können, Herr Graf," sagte der Inspector, „weil der General Labédoyère in der anstoßenden Kammer eingeschlossen war. Aber man hat ihn so eben nach der Abbaye transportirt."

Auch dies neue Gefängniß, obschon bei Weitem erträglicher, hatte seine Schattenseiten, die sich bald fühlbar machten. Neben demselben befand sich eine ungeheuere eiserne Pforte, die während des Tages alle Augenblicke und während der Nacht jede Stunde, zur Ablösung der Schildwache, geöffnet wurde. Wenn sie zugeschlagen wurde, so zitterte die Bettstelle unter ihm und er fuhr aus dem tiefsten Schlaf empor. Die Kälte und die Feuchtigkeit zwangen ihn, Tag und Nacht Feuer im Kamin zu haben, trotz des hohen Sommers. Seinem vergitterten Fenster gegenüber befand sich der Hof der weiblichen Gefangenen. Diese Nachbarschaft war eine wahre Tortur für ihn. Von acht Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends war das eine nie endende Flut von betäubendem Geschnatter, von Allem, was in der Sprache nur an Roheit, Gemeinheit und Verworfenheit denkbar

ist. Oft mußten die Gefangenwärter herbeieilen, um den Frieden unter diesen Harpyien wieder herzustellen.

Er würde diese fortwährenden Unannehmlichkeiten leichter ertragen haben, zumal seine Gesundheit sich bald wieder befestigte, wenn ihn nicht die Sorge um Emily schwer gedrückt hätte. Die Nachrichten, die er von ihr erhielt, lauteten traurig. In ihren Briefen suchte sie ihn freilich zu beruhigen, aber die zitternde Handschrift derselben verrieth ihm nur zu deutlich, wie leidend sie war. Sein Herz verging vor Sehnsucht nach ihr und seinem Kinde, aber er hatte es durch Bitten und Befehle von Emily erlangt, daß sie keinen Versuch machen sollte, ihn im Gefängnisse zu sehen. Er fürchtete den Eindruck, den es auf die zarte Frau machen mußte, ihn in so düsterer, trostloser Umgebung zu sehen.

Wie es damals Gebrauch war bei politischen Gefangenen, hielt man ihn während der ersten sechs Wochen in strenger Abgeschlossenheit. Er durfte keine Briefe empfangen oder absenden, ohne daß sie gelesen wurden, er durfte nur Besuche empfangen in Gegenwart des Greffiers. So hatte er Zeit genug, sich trüben Gedanken hinzugeben und über das Schicksal des Kaisers, sein eigenes und das seiner Freunde zu brüten. Kurze Zeit nach

seiner Verhaftung wurde auch der Marschall Ney nach der Conciergerie gebracht. Er hatte es, wie Lavalette, verschmäht, Frankreich zu verlassen, und sich nur auf das Landgut eines Verwandten seiner Frau zurückgezogen. Sein Säbel, den er im Salon vergessen hatte, verrieth ihn diesmal. Er ließ sich ruhig arretiren, da er fest überzeugt war, daß man nicht wagen werde, ihn zu verdammen, ihn, den größten Helden der Armee, der sein Leben mehr als zwanzig Mal für die Vertheidigung des Vaterlandes auf's Spiel gesetzt. Er hatte, wie Lavalette, keine Ahnung davon, wie weit die rachsüchtige Verbissenheit des Hofadels gehen würde, und fand sich mit ruhigem Muthe in seine Lage.

Ihnen Beiden war es erlaubt, einen täglichen Spaziergang im Gefängnißhofe zu machen, sie waren aber stets von einem Gensdarmen begleitet und durften sich nicht zu gleicher Zeit dort aufhalten. Nachdem die Einzelhaft, der in den ersten sechs Wochen auch der Marschall Ney unterworfen ward, aufgehoben wurde, kamen die Marschallin und seine Kinder täglich, um mit ihm zu speisen und sie begleitete ihn jedesmal auf seinen Spaziergängen. Eines Tages näherte sie sich dem Fenster Lavalette's, das auf den Hof hinausging, und

sagte ihm leise: „Der Gensdarm, der uns bewacht, ist ein alter Soldat, der unter dem Marschall gedient hat. Mein Mann wünscht sehr, mit Ihnen zu sprechen.“

Im nächsten Momente näherte sich der Marschall; die Minuten mußten rasch benutzt werden.

„Ich bin ruhig über meine Lage,“ sagte er nach den ersten Begrüßungen. „Zahlreiche Freunde wachen über mich. Sie können es auch sein, lieber Lavalette. Das Gouvernement geht seinem Ruin entgegen. Schon nehmen die Ausländer Partei für uns, die Empörung der Franzosen über das Benehmen der Bourbons wird selbst von den Engländern und Preußen getheilt. Wenn Sie den Beweis wollen, lesen Sie diese Papiere und verbrennen Sie dieselben, sobald Sie sie gelesen haben.“

Er ließ ein Packet Broschüren und beschriebene Blätter durch die Gitterstäbe von Lavalette's Fenster gleiten und entfernte sich eilig wieder.

Lavalette ergriff die Papiere mit Begierde, fand aber den Inhalt bei Weitem nicht so befriedigend wie der sanguinische Marschall. Die Nachrichten, daß England lebhaft bedauere, die Bourbons wieder auf den Thron gesetzt zu haben, daß Marie Louise in einer langen Schrift gegen die Entscheidung der Mächte, die

sie von Frankreich fern hielten, protestirt habe, und mehr dergleichen, fanden sehr wenig Glauben bei ihm. In diesem Punkte machte er sich keine Illusionen mehr, ein politischer Umschwung war nicht zu erwarten. Der Kaiser war ein Gefangener der Engländer und schwamm auf dem Meere, der Felseninsel St. Helena entgegen; die Franzosen waren der Revolutionen müde und die Truppen der Alliirten standen noch im Lande, bereit, jeden Aufstandsversuch niederzuschlagen. Besser begründet war, was der Marschall Ney von seinen Freunden sagte. Kurze Zeit darauf versuchten sie, ihn zu befreien; die Sache wurde aber entdeckt und diente nur als Anlaß zu härteren Maßregeln gegen die besiegte Partei. Sechstausend Offiziere auf Halbsold, die sich in Paris aufhielten, mußten auf Ordre des Kriegsministers sofort die Hauptstadt verlassen.

In den ersten trostlosen sechs Wochen seiner einsamen Haft fühlte sich Lavalette unbeschreiblich niedergedrückt. Er fühlte endlich die Nothwendigkeit, seine Gedanken von seiner unglücklichen Lage abzuwenden und ließ sich die Geschichte Englands von Hume bringen und bald begann er sein Schicksal erträglich zu finden, indem er es verglich mit dem so mancher englischen Könige.

Einen ähnlichen Trost fand er in nächster Nähe; vor seinem Zimmer, so, daß er es jedesmal passiren mußte, wenn er seinen täglichen Spaziergang im Gefängnißhofe machte, lag das Gefängniß, das die unglückliche Marie Antoinette in ihren letzten Tagen, ehe sie zum Schaffot geführt wurde, bewohnte. Es war ein großes Zimmer, durch eine Art von Pfeiler in zwei Hälften getheilt; der Fußboden war von Ziegeln und mußte sehr alt sein, denn die Art, wie sie gelegt waren, bildete Muster, die seit langer Zeit außer Gebrauch gekommen waren. Der Eingang war vom Ende eines dunklen Corridors. Marie Antoinette hatte nur ein schlechtes Bett, einen Tisch und zwei Stühle gehabt; ein großer Vorhang, der quer durch das Zimmer gezogen war, trennte sie von den Gensdarmen und Gefangenwärtern; bei Nacht wurde aber auch dieser Vorhang zurückgezogen. Häufig, wenn Trauer und Entmuthigung sich seiner bemächtigen wollten, ging der Gefangene in diesem Gefängnisse Marie Antoinettens auf und ab. Er fand hier Kraft und Gleichmuth wieder und schämte sich, über sein Schicksal zu klagen, wenn er sich das entsetzliche Loos einer Königin von Frankreich vergegenwärtigte. Was konnte ihm denn im schlimmsten Falle bevorstehen als einige Jahre Gefängniß! Es war

allerdings keine heitere Aussicht; aber er hegte die Hoffnung, daß man ihn seine Strafe in Paris abbüßen lassen werde. Er konnte seine Familie sehen, sie trösten und seine Angelegenheiten in Ordnung halten. Zuweilen freilich kam ihm der Gedanke an das Schaffot, aber wie an eine unbestimmte Gefahr, die ihn nicht treffen werde. Er befand sich in dem Wohnsitz der Verbrechen; er vergegenwärtigte sich zuweilen die Schrecken eines Räubers, eines Mörders, der in der Nacht aufwachte und sein Opfer vor sich sah, wie es sich vergeblich gegen den Angreifer wehrte und um Hülfe schrie. Welche Qualen mußte der Verbrecher fühlen!

Er selbst konnte ohne Gewissensbisse an den 20. März zurückdenken; der Unwille des Königs, der Zorn seiner Parteigänger ließ sein Herz nicht stärker schlagen als gewöhnlich. Er fühlte sich stark in seinem reinen Bewußtsein, und würde ihrer Rache in kurzer Zeit entfliehen, indem er in einsamer Barke dem Kaiser über's Meer nach St. Helena folgte.

Seine Freunde, die ihn, als die strenge Haft aufgehoben ward, häufig besuchten, waren erfreut über seine Ruhe und wünschten nur, daß die Untersuchung gegen ihn sich noch recht lange verzögern möchte.

„Es ist Schade," sagte der Graf Alexander von Larochefoucault, „daß Sie so gesund sind und Ihr frisches Aussehen ist wirklich höchst ärgerlich. Wenn Sie leidend wären und zu Bette lägen, würde man wohl Ihre Sache vertagen müssen bis zu den nächsten Assisen. Die Zeit würde nach und nach die Leidenschaften abkühlen, Ihre Unschuld und Ihre Freunde würden dann schon für das Uebrige sorgen."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, lieber Freund," entgegnete der Gefangene lächelnd. „Aber woher soll ich die Krankheit nehmen? Ich kann mich nicht entschließen, mir einen Arm oder ein Bein zu zerbrechen; auch hat nicht Jeder, der will, einen Brustkatarrh oder ein gastrisch-nervöses Fieber im letzten Stadium. Ich muß wohl meine gute Gesundheit und alle Gefahren derselben behalten. Aber ist denn wirklich die Wuth der Hofpartei gegen mich so groß? Ich habe ja doch den Leuten gar nichts zu Leide gethan."

„Es ist unglaublich," versetzte Larochefoucauld, „wie verbissen diese Royalisten sind. Sie haben sich am 20. März so erbärmlich betragen, haben ihren König, trotz ihrer großen Redensarten, so lange Napoleon fern war, so feige im Stich gelassen, daß sie bei jeder Er-

innerung daran roth werden vor Scham über die lächerliche Rolle, die sie gespielt haben. Deshalb wollen sie mit Gewalt der Welt beweisen, daß nicht der einstimmige Enthusiasmus des Volks, sondern eine Verschwörung den Kaiser zurückgeführt habe auf den Thron, den sie im Stiche gelassen. Und sie sind nicht davon abzubringen, daß Sie das Haupt dieser Verschwörung gewesen sind. Wenn man die Royalisten hört, so hat die Correspondenz mit der Insel Elba während der elf Monate der ersten Restauration niemals aufgehört; alle ehemalige Postbeamte des Kaiserreichs haben am Complot Theil genommen; die Felleisen der Post nach dem Süden sind nur mit Ihren Briefen angefüllt gewesen; Chefs, Commis', Couriere, die Directoren in den Departements, alles war mit im Geheimniß und half dazu, Ihre Pläne auszuführen. Ohne Sie wären die hundert Tage eine Unmöglichkeit gewesen."

„Zu viel Ehre für mich," sagte Lavalette. „Die Untersuchung wird bald die Wahrheit zu Tage fördern, daß sich kein Mensch verschworen hat, und ich am allerwenigsten. Wenn mir die Royalisten nichts Anderes vorwerfen, bin ich sicher genug, freigesprochen zu werden."

Drittes Capitel.

Fast drei Monate waren vergangen; so lang sie Lavalette geworden waren, so kurz erschienen sie ihm in der Rückerinnerung, weil sie sich so einförmig abgesponnen hatten. Im Anfange des Octobers begann endlich die Voruntersuchung gegen ihn. Er kam eben von einem vierstündigen Verhör zurück und hatte, um auszuruhen von der Anstrengung, sich auf sein Lager geworfen. Ein junger Verwandter seiner Frau, Tascher de Sainte-Roses, früher Adjutant des Prinzen Eugen, saß neben ihm und war bemüht, durch heiteres Geplauder dem Gefangenen die Sorgenfalte von der Stirn zu verscheuchen.

„Ich weiß, wie die Sache ausgehen wird,“ sagte der liebenswürdige junge Mann, der selten einen Tag vergehen ließ, ohne den von ihm hoch Verehrten in seinem Gefängnisse zu besuchen. „Man wird Sie aus

Paris, vielleicht aus Frankreich verbannen. Desto besser für Sie, dann kommen Sie und Madame Emily und die liebe kleine Josephine mit mir nach der Insel Martinique, wo ich geboren bin, nach der schönen Heimat der Kaiserin Josephine. O, Sie werden sich nicht hierher zurücksehnen!“

Und mit dem unerschöpflichen Enthusiasmus eines Südländers malte er ihm das schöne Clima, die Palmenwälder, die Vergnügungen, die originellen Gebräuche der Einwohner seines Heimatlandes und versicherte ihm, daß er und seine Familie, deren Liebling er war, Alles aufbieten werde, um Lavalette den Aufenthalt in ihrer Mitte angenehm zu machen. Er sang ihm Negerlieder vor, sprach und erzählte in dem allerliebsten Jargon der Negerinnen und ruhte nicht, bis der Gefangene auf seine Pläne einging und das Auge desselben sich belebte bei der Aussicht auf ein neues glückliches Leben im Schoße seiner Familie, fern von dem wilden Parteigetriebe seines Vaterlandes, das die Arbeit und Hingebung seines ganzen Lebens mit Verfolgung und Kerker belohnte.

Mitten im fröhlichen Geplauder unterbrach sich Herr von Sainte-Roses, um auf ein Geräusch zu horchen. Der Gefangenwärter schloß die Thür auf.

„Es kommt Besuch," sagte er, sich umwendend.

„Und sich unwillkürlich erhebend, fügte er hinzu: „Ein Engel!"

Die Kerkerthür hatte sich geöffnet und im Rahmen derselben erschien eine weibliche Gestalt, halb Kind, halb Jungfrau, in weißem Gewande, das blonde Lockenhaar von einem weißen durchsichtigen Schleier bedeckt, der bis zum Saume des Gewandes reichte und mit einem Kranz von weißen Orangenblüthen befestigt war.

Lavalette hatte sich aufgerichtet.

„Josephine! Mein Kind!" rief er.

Das junge Mädchen war an der Thür wie erstarrt stehen geblieben; aus dem rosigen Gesicht wich die Farbe, die klaren blauen Augen füllten sich mit Thränen und mit dem schmerzlichen Aufschrei: „Mein Vater! Mein theurer Vater!" stürzte es schluchzend auf ihn zu und lag im nächsten Augenblick ohnmächtig zu seinen Füßen.

Emily hatte sich dem Gebote ihres Gatten, ihn nicht vor ihrer Niederkunft zu besuchen, gefügt und hatte auch Josephinens Sehnsucht, den Vater zu sehen, beschwichtigt. Morgen aber war der Tag ihrer ersten Communion und das Kind ließ nicht nach mit Bitten, es wollte den Segen des Vaters holen zu diesem ent-

scheidenden Lebenstage. Und Emily dachte, es würde ein Augenblick der Freude für den unglücklichen Mann sein, wenn er seine Tochter in allem lieblichen Reiz der Unschuld und Jugend unverhofft vor sich sähe. So gab sie ihre Einwilligung und sandte Josephine mit einem vertrauten Diener nach der Conciergerie.

Aber es war zu viel für das junge Mädchen, den schwärmerisch geliebten Vater in diesem düstern, elenden Gefängniß zu sehen. Ihr war, als stände ihr Herz still und lange Zeit waren alle Bemühungen Lavalette's und Sainte-Roses', sie in's Leben zurückzurufen, vergeblich.

Endlich saß sie auf dem Knie des Vaters, bitterlich weinend, die Augen auf seine Schulter gedrückt. Auch Lavalette's Thränen flossen unaufhaltsam, er konnte kein Wort hervorbringen und legte nur schweigend die segnenden Hände auf das blonde Haupt seines einzigen Kindes.

Zum ersten Mal empfand er die ganze Tiefe seines Unglücks; es war, als wenn mit Josephinens Erscheinen ein Vorhang weggezogen wäre, der ihm bis dahin die Wahrheit verhüllt hatte. Hartnäckig hatte er bis dahin sich an den Glauben geklammert, daß es unmöglich sei,

ihn eines schweren Verbrechens zu überführen. Jetzt wurde es mit einem Male ihm klar, daß man die Absicht hatte, ihn zu verderben, und daß man die Macht besaß, diese Absicht zu erreichen, trotz seiner Unschuld.

Der bitterste Schmerz zerriß seine Brust, während er sein liebliches Kind in den Armen hielt. Wie lange noch, dann war es eine vaterlose Waise. Und sein Weib, seine Emily, was war ihr Loos! — Ach, um ihretwillen, um nicht Weib und Kind zu verlassen, hatte er sich geweigert, Napoleon zu begleiten. Welchen Kummer hatte er ihnen bereitet durch sein Bleiben!

Mehrere Tage nach dem Besuche Josephinens drückte ihn die tiefste Schwermuth nieder. Da kam eine freudige Botschaft: Emily's sehnlicher Wunsch war erfüllt, sie hatte einem Knaben das Leben geschenkt. —

Sainte-Roses brachte ihm täglich Nachrichten von ihr; sie war wohl und zeigte die leidenschaftlichste Zärtlichkeit für das Kind. Und mit bittersüßem Gefühle dachte der Gefangene, daß die Arme doch jetzt einen Trost habe, der ihr die Pein der Erwartung erträglicher machen und der sie selbst im schlimmsten Falle nicht verzweifeln lassen werde. Das Herz wurde ihm leichter und er konnte sich wieder mit den Vorbereitungen

für seine Vertheidigung vor dem Schwurgericht beschäftigen. Er hatte einen der ersten Advokaten in Paris, Herrn Tripier, zu seinem Vertheidiger gewählt und dieser sich in dem Herrn Lacroix=Frainville einen Assistenten zugesellt.

Auf den 19. November, nach viermonatlicher Untersuchungshaft, war er vor die Assissen geladen. Ungefähr acht Tage vorher kam Herr von Lacroix=Frainville wie gewöhnlich zur Conferenz in Lavalette's Gefängniß. Dieser sagte lebhaft aufgeregt nach den ersten Begrüßungen: „Haben Sie im Moniteur von heute den Brief des Herzogs von Richelieu gegen den Marschall Ney gelesen? Sagen Sie, wie ist es möglich, daß ein Mann, der im Rufe der Rechtlichkeit, der Unparteilichkeit und der Unabhängigkeit des Charakters steht, auf solche Weise vor der Pairskammer, mit so brutaler und blutdürstiger Wuth einen der berühmtesten Männer Frankreichs, einen der ersten Helden unserer Zeit, einen unglücklichen Mann angreifen kann, der angeklagt aber noch nicht verurtheilt ist? Das geringste Taktgefühl mußte ihm sagen, daß gerade ein Mann in seiner Stellung dem Richter nicht vorgreifen dürfe."

„Darf ich um den Moniteur bitten?" sagte Herr

Lacroix=Frainvill, „ich habe ihn noch nicht gelesen.“

Lavalette reichte ihm das Blatt; je weiter er las, desto unruhiger wurden Lacroix=Frainville's Züge, die Zeitung bebte in seiner Hand. Schweigend legte er sie nieder und sagte erst nach einer peinlichen Pause mit consternirtem Gesichte: „Mein Herr, ich sehe nur zu gut, wo das hinaus will. Aber ich bin alt, ich möchte die letzten Tage meines Lebens in Ruhe zubringen. Meine Gesundheit ist zu schwach, um die Verfolgung zu ertragen, die sich auf mich erstrecken könnte. Gestatten Sie mir deshalb, daß ich das Amt, womit Sie mich betraut haben, in jüngere Hände lege. Mein Tripier wird sicher einen Collegen finden, der die Vertheidigung mit ihm zu theilen willens ist. Ich will Ihnen gern mit meinem Rath dienen, aber ich fühle nicht die Kraft in mir, vor dem Schwurgericht aufzutreten.“

Lavalette sah den alten Mann so verwirrt und niedergedrückt, daß er sich jeder Bemerkung enthielt.

Herr Tripier trat in diesem Augenblicke ein; sein College wiederholte, nachdem er ihm den Moniteur hingereicht hatte, seinen Entschluß und war im Begriff, ihm einen Advokaten zu nennen, der an seine Stelle treten

könne, als ihm Tripier kalt erwiderte: „Ich habe Niemand nöthig; ich kann meinen Clienten ganz allein vertheidigen. Das ist meine Pflicht und keine Rücksicht auf mich oder Andere wird mich von der Erfüllung derselben abhalten."

Und er eröffnete die Conferenz ohne weitere Bemerkung.

Am andern Morgen kam Lacroix-Frainville wieder und fand den Gefangenen, mit einem Briefe in der Hand, in einem Zustande des trostlosesten Schmerzes. Der alte Mann glaubte, daß die Furcht, zum Tode verurtheilt zu werden, die Ursache dieser Verzweiflung sei, und begann mit einigen tröstenden Gemeinplätzen, als ihm Lavalette mit einer stummen Handbewegung den Brief hinschob. Lacroix-Frainville las und die Thränen schossen ihm in die Augen.

„Ihr neugeborener Sohn todt!" rief er. „Seiner unglücklichen Mutter binnen wenigen Stunden entrissen! O mein Gott, das ist zu viel auf einmal! Sie armer Mann!"

Und den in Thränen Zerfließenden in seine Arme drückend, fügte der alte Mann hinzu: „Herr Graf, vergessen Sie den Moment der Schwäche, die ich gestern

zeigte. Ich werde Sie nicht verlassen, ich werde Sie vertheidigen, und gälte es mein eigenes Leben! Ich werde Alles aufbieten, Sie zu retten."

„Mein eigenes Schicksal beunruhigt mich nicht," sagte Lavalette, sich gewaltsam fassend, „aber der Gedanke an meine unglückliche Frau zerreißt mir das Herz. Ich hatte auf dies Kind gerechnet; es sollte ihr ein Trost, ein Ersatz sein, wenn das Schlimmste einträfe. Die Beschäftigung mit ihm, die Liebe, selbst die Sorge für dasselbe würden ihre Gedanken von mir abgezogen, würden ihrem Leben einen neuen Reiz gegeben haben. Jetzt ist es ihr nun so plötzlich, auf so schreckliche Weise entrissen! Wird ihre zarte Gesundheit diesem entsetzlichen Schlage widerstehen können?! O, und was soll aus meiner unglücklichen Tochter, meiner Josephine, werden, wenn — —"

Die Stimme versagte ihm. Erst nach einer Weile konnte er hinzusetzen: „Durch die Revolution und die Kriege ist die überhaupt nicht zahlreiche Familie meiner Frau sehr zusammengeschmolzen. Ihr Vater ist freilich schon seit längerer Zeit aus dem Auslande zurückgekehrt, aber er hat eine zweite Frau mitgebracht, hat Kinder

von derselben — —. Außerdem wohnt er weit von Paris.“ — —

„Aber Sie haben Freunde, Herr Graf! Ein Mann wie Sie, der so allgemein geachtet und geliebt ist, der Hunderte verpflichtet hat — —“

Lavalette unterbrach den Advokaten mit einer Handbewegung.

„Gerade die,“ sagte er, „denen ich Dienste erwiesen habe, sind es ja, die mich verfolgen. In Dresden schon und später in meiner einflußreichen Stellung zum Kaiser, habe ich unzähligen Emigranten ihr Vaterland wieder erschlossen, habe ihnen Anstellungen und Verdienst verschafft. Das Alles ist vergessen, wenn es nicht gar wie eine Schmach empfunden wird, welche die Bitterkeit gegen mich schärft.“

„Aber was ist die Ursache dieses wüthenden Hasses gegen Sie?“

Lavalette zuckte die Achseln.

„Ich bin der Adjutant und Freund des Kaisers, der Gatte von Josephinens Nichte, der Cousin des Prinzen Eugen und der Königin Hortense, gegen die der Hof die bitterste Abneigung hegt, eben weil sie eine ausgezeichnete Frau ist. Die andern Mitglieder der

Familie Napoleons sind ihrer Rache unerreichbar, sie wollen ihr Müthchen an mir kühlen."

„Aber Fouché ist, wie ich höre, Ihr erbittertster Feind. Aus welchem Grunde?"

„Als ich die Generaldirection der Posten übernahm," erklärte Lavalette, „fand ich den abscheulichen Gebrauch eingeführt, daß der Polizei im ganzen Lande alle Briefe ausgeliefert wurden, die sie als verdächtig verlangte. Auf diese Weise waren die Geheimnisse der Staatsbürger der schlimmsten Sorte von Menschen preisgegeben. Ich schaffte sofort diese Unsitte ab und entfernte die Directoren, die sich derselben schuldig gemacht hatten, auch brach ich jede Communication mit dem Polizeiminister Fouché in dieser Beziehung ab und referirte direkt dem Kaiser. Das ist's, was mir Fouché nicht vergeben kann. Und ein Hauptgrund, weshalb man mich von Seiten des Hofes verfolgt, ist, daß mich mein Amt zum Mitwisser mancher Geheimnisse hochstehender Personen gemacht hat, die kein Licht leiden können und die man gern ersticken möchte."

Lacroix-Frainville, der dieser Erklärung gespannt horchte, antwortete nur durch einen tiefen Seufzer, ein Beweis, wie wenig Hoffnung er für den Angeklagten hegte.

Am Abend desselben Tages stand Lavalette am Fenster und horchte auf ein wehmüthiges Lied, das einer der Gefangenen der Conciergerie sang, dessen hübsche Stimme sich gewöhnlich um diese Zeit hören ließ. Der Marschall Ney, der ein großer Musikfreund war, pflegte deshalb Abends seinen Spaziergang in dem Gefängnißhofe zu machen, um auf diese Klänge zu lauschen, die in den düstern Gefängnißmauern eine Erinnerung an den grünen Wald und Nachtigallengesang erweckten.

Auch heute unterschied Lavalette in der Abenddämmerung die hohe Gestalt des Marschalls, der am Arme seiner Gattin langsam auf und abwandelte. Sehnsucht ergriff ihn, seinen Leidensgefährten einmal wieder zu sprechen. Der Inspector war ausgegangen und der Gefangenwärter, an den er sich wandte, öffnete ihm wirklich die Pforte und führte ihn in den großen Hof, in der Gefängnißsprache die Wiese genannt.

Der Marschall kam ihm entgegen, sobald er ihn erblickte; Beide sahen sich einen Augenblick schweigend an. Es waren drei Monate vergangen, seit sie sich zuletzt sprachen; damals war Ney voll Zuversicht auf eine glückliche Wendung und Lavalette sicher im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit.

Endlich sagte der Marschall: „Labédoyère hat es bereits überstanden; jetzt kommt die Reihe an Sie, mein lieber Lavalette, und dann an mich."

Labédoyère war am 19. August erschossen.

„Gleichviel, wer von uns Beiden der Erste ist," entgegnete Lavalette; „ich weiß nur, daß es keine Hülfe für uns giebt."

Viertes Capitel.

Am 19. November sollte Lavalette vor den Assissen erscheinen, am 18. wurde ihm die Liste der Geschworenen zugestellt, die über seine Schuld oder Unschuld urtheilen sollten. Es waren sechsunddreißig an der Zahl. Nicht einer unter ihnen war Lavalette bekannt. Wie sollte er aus dieser Zahl zwölf Männer herausfinden, die charakterfest und verständig genug waren, um unbeirrt durch die Erbitterung der Parteiwuth und durch die Drohungen der Gewalthaber, nur ihrem Gewissen zu folgen bei dem Wahlspruch, von dem Glück und Leben für ihn abhing? Die Liste enthielt die Namen einiger Kaufleute, einer Menge von Advokaten und zweier Mitglieder des Staatsraths, alles Leute, die ersteren aus=

genommen, deren Stellung zur Regierung sie nichts weniger als unabhängig machte.

Lavalette ließ Abschriften machen und mehrere seiner Freunde bemühten sich, in aller Eile Erkundigungen über jeden Einzelnen einzuziehen. Aber es war Sonntag, es war sehr schwierig, etwas Näheres zu erfahren, und am andern Morgen fand es sich, daß die eingezogenen Nachrichten einander so sehr widersprachen, daß Lavalette nicht wußte, wen er verwerfen und wen er acceptiren solle.

In dieser Ungewißheit mußte er zu dem Gerichtssaal hinaufsteigen, der sich über seinem Gefängnisse befand.

Man ließ ihn, ehe er in den Saal, wo die Geschworenen sich befanden, eingeführt wurde, in dem Cabinet des Schwurgerichtspräsidenten warten. Ein Huissier des Criminalgerichtshofes befand sich in dem Zimmer, der ihm mit Blicken respektvollen Mitleids entgegensah.

„Sie haben dort die Liste der Geschworenen, Herr Graf,“ sagte er eilig und bewegt, „lesen Sie mir die Namen vor; Ihr Schicksal hängt von ihnen ab; ich kann Ihnen besser als jeder Andere rathen.“

Lavalette las. Bei jedem Namen sagte der junge

Mann: „Dieser ist zweifelhaft; dieser andere ist abscheulich; streichen Sie rascher diesen da.“

Aber er hatte kaum zwölf Namen gehört, als der Angeklagte schon gerufen wurde, um bei der Eidesleistung der Geschworenen gegenwärtig zu sein.

Das Schauspiel machte einen tiefen, aber beruhigenden Eindruck auf Lavalette. Er ließ seine Blicke über diese sechsunddreißig Männer gleiten, die aufrecht vor dem Richtercollegium und dem Beschuldigten standen und ihren Schwur ablegten, ihn gewissenhaft zu richten. Der Ernst ihrer Haltung, ihre gesenkten Blicke, die Schwermuth, die auf ihren Gesichtern lag und die tiefe Stille im Saale, alles milderte seine Aufregung und gab ihm eine Zuversicht, die ihm in der letzten Zeit völlig fremd geworden war. Er glaubte Wohlwollen, Sympathie, wenigstens Unparteilichkeit von diesen Männern zu erwarten zu haben, denen er fremd war, die keine Ursache haben konnten, ihm zu grollen.

Mit Ruhe folgte er auch, nachdem die Jury gebildet war, den Verhandlungen. Zwar stellte es sich bald heraus, daß der Staatsanwalt ein wüthender Royalist war, der Alles, was mit dem Kaiser in Verbindung stand, mit wahrhaft fanatischem Hasse ver-

folgte, aber trotzdem war nicht zu verkennen, daß das Verhör des Angeklagten und die Zeugenaussagen auf Richter und Geschworene und selbst auf die Zuschauer, die doch zum größten Theile aus königlich Gesinnten bestanden, keinen ungünstigen Eindruck gemacht hatte. Der junge Saint-Roses, der bei der Verhandlung vom Anfange bis zum Ende zugegen war, kam am zweiten Tage, als nach dem Plaidoyer des Vertheidigers eine kurze Pause eintrat, mit strahlendem Gesichte zu Lavalette.

„Es ist unmöglich, daß Sie verurtheilt werden," flüsterte er. „Im Saale herrscht nur eine Ansicht, daß Sie kein Verschwörer sind. Es kann sich nur noch darum handeln, ob Sie strafbar sind, weil Sie die Functionen des Generaldirectors der Posten zwölf Stunden früher ausgeübt haben, als sie Ihnen vom Kaiser übertragen worden. Und auch in diesem Punkte hoffen wir Alle auf Freisprechung."

Der Angeklagte selbst hoffte mit seinem jungen Freunde. Es hatte sich ganz klar herausgestellt, daß keine Verschwörung, den Kaiser zurückzuführen, bestanden hatte. Selbst der Staatsanwalt widersprach nicht, als Lavalette sich erhob und sagte: „Meine Herren Richter und Geschworenen! Alle Angestellte der Post werden mir

bezeugen, daß ich in den elf Monaten der ersten Restauration keinerlei Verkehr mit ihnen gepflogen habe. In meinen heißen Wunsch, den Kaiser Napoleon wiederzusehen, hat sich kein ehrgeiziger Gedanke gemischt. Der Enthusiasmus des ganzen Frankreichs für ihn, die Ueberzeugung, die ich mit allen meinen Mitbürgern theilte, daß er allein, wie er Frankreich auf den ersten Platz unter den Nationen des Erdballs erhoben, es auf demselben befestigen und erhalten könne, die Hoffnung, daß er allen seinen Wohlthaten, die ihm das Land verdankte, die größte hinzufügen werde, die Freiheit, endlich das tiefe Gefühl der Dankbarkeit für meinen Kaiser und Freund, das sind die Motive meiner Handlungsweise. Tausend Andere an meiner Stelle würden gerade so wie ich gehandelt haben. Millionen Anderer sind in derselben Bewegung mit fortgezogen worden. Ich bin durch die Ankunft des Kaisers so sehr überrascht worden, wie nur Einer von ihnen. Aber wenn, als ich ihn wiedersah, dem ich Alles verdanke, was ich besitze, ich ihm den Rücken gewendet hätte, so verdiente ich die Beschuldigung, die jetzt fälschlich gegen mich geschleudert wird, ich hätte dann wirklich Eid und Pflicht verletzt. Mögen Andere mein Betragen nennen, wie sie wollen, ich nenne es Treue!"

Aber das Gouvernement hatte den Adjutanten Bonaparte's nicht vor Gericht gezogen, um ihn freisprechen zu lassen. Die Auswahl der Jury war so getroffen, daß die königlich Gesinnten die Majorität hatten, und dieser abhängigen Majorität hatte man gesagt: „Der Marschall Ney wird zum Tode verurtheilt werden und der König wird dies Urtheil vollziehen lassen. Nach diesem großen Akt der Gerechtigkeit ist es aber nothwendig, daß ihm Gelegenheit gegeben wird, einen großen Akt der Milde auszuüben. Die Politik und das Interesse des Monarchen erfordern es. Sprecht deshalb die Todesstrafe gegen Lavalette aus. Das Leben wird ihm geschenkt werden, der Gerechtigkeit ist Genüge gethan, die bürgerliche Gesellschaft gerächt und die Güte des Königs wird in ihrem vollen Glanze strahlen."

Damit aber die Jury, die nur Schuldig oder Unschuldig auszusprechen hatte, mit diesem Schuldig den Tod für den Angeklagten aussprechen könne, bedurfte es einer sehr künstlichen Fragestellung. Wurden, wie es der Vertheidiger beantragte, zwei Fragen gestellt:

„1. Ist der Angeklagte der Verschwörung schuldig?
2. Ist er der Anmaßung schuldig?"

so war Lavalette gerettet. Die erste Frage mußte von

der Jury verneint werden, denn selbst der Staatsanwalt hatte diesen Punkt der Anklage fallen lassen, es war zu deutlich, daß gar keine Verschwörung stattgefunden hatte. Wenn sie die zweite bejahte, so war nicht mehr von einem todeswürdigen Verbrechen die Rede, sondern nur von einem mit Gefängnißstrafe bedrohten Vergehen. Deshalb stellte der Präsident nur die eine Frage

„Ist der Angeklagte der Verschwörung und der Amtsanmaßung schuldig?"

Trotz aller Anstrengungen der Vertheidigung wurde diese Fragestellung nicht geändert, und die Jury zog sich zurück, um über Tod und Leben eines zum Voraus Verurtheilten zu entscheiden.

Lavalette wurde indessen, es war sechs Uhr Abends, in sein Gefängniß zurückgeführt, wohin ihm bald der junge Saint-Roses folgte, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der Gefangene machte sich keine Illusionen mehr, aber er gab sich Mühe, die seines jungen Freundes zu verlängern. Nach einem sehr traurigen Mahle schlug er ihm eine Partie Schach vor, die er diesmal gewann, obgleich ihm sonst Saint-Roses überlegen war. Aber in dem Maße, wie der Zeiger auf der Uhr vorrückte, verminderte sich die Festigkeit des jungen Mannes, und

als er um zehn Uhr fortzugehen gezwungen war, zerfloß er in Thränen und fiel ihm immer von Neuem um den Hals, unfähig, sich von dem unglücklichen, verehrten Manne zu trennen.

Lavalette blieb allein in seinem öden Gefängnisse; noch zwei tödtlich lange Stunden mußte er warten auf die schreckliche Entscheidung. Rastlos ging er auf und ab im Zimmer, und wenn seine Fußtritte widerhallten auf den Ziegeln des Fußbodens, war es ihm stets, als höre er den Schritt seiner unglücklichen Frau, wie sie zu Hause von dem leeren Bettchen ihres Knaben nach dem Fenster ging, um zu horchen, ob nicht endlich der Fußtritt eines Freundes sich hören lasse, der ihr Kunde bringe, ob ihr Gatte das Todesloos gezogen oder ob Gott ihr heißes Flehen um seine Rettung erhört habe.

Endlich gegen Mitternacht hörte der Gefangene Schritte auf dem Gange; man kam, ihn zu holen. Eilig nahm er das Kreuz der Ehrenlegion und seine übrigen Orden ab; er fürchtete mehr als alles Andere, daß es ihm abgerissen würde vor Gericht.

Der Wahrspruch der Jury war schon verlesen während seiner Abwesenheit. Die Gensdarmen, die ihn oben an der Treppe empfingen und ihn in das Cabinet

des Präsidenten führten, beobachteten ein düsteres Stillschweigen. Der Angeklagte setzte sich und als er in die ernsten Gesichter blickte, las er darin das Todesurtheil.

„Ich bin verurtheilt, nicht wahr?“ fragte er den Brigadier. „Wie könnte auch ein Adjutant Bonaparte's freigesprochen sein!“

Der Mann wandte sein Gesicht ab, ohne zu antworten, und einen Augenblick später stand Lavalette den Richtern gegenüber.

Eine tiefe Stille, eine vollkommene Unbeweglichkeit herrschte in dem ungeheuren, schlecht erleuchteten Raume. Die Bänke waren noch dicht mit Frauen besetzt, nicht mit solchen aus den niedern Klassen. Seine, auf diese Menge gehefteten Augen suchten umsonst ein wohlwollendes Gesicht, einen Blick des Mitleids. Als er sie auf die Geschworenen lenkte, sah er einen einzigen, der sein Gesicht bedeckt hatte. Es war gerade der, dem er am meisten mißtraut hatte, und der ihn doch mit Wärme gegen die Majorität vertheidigt.

Endlich gab der Präsident dem Greffier Befehl, die Erklärung der Jury zu verlesen. Sie lautete, wie Lavalette erwartete: „Schuldig!“

Die Richter zogen sich für einige Augenblicke

zurück und als sie wieder in den Saal traten, sprach der Präsident laut den Artikel des Code criminel, durch den der Angeklagte zur Strafe der Enthauptung verurtheilt wurde.

Zur großen Erleichterung für Lavalette wurde die Formalität, das Kreuz der Ehrenlegion ihm zu entreißen, weggelassen. Er fühlte, daß ein solcher Schimpf es ihm unmöglich gemacht hätte, seine Ruhe zu behaupten.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht stieg der Verurtheilte wieder in sein Gefängniß hinab, und die Richter und Geschworenen, die einen Unschuldigen verurtheilt hatten, verließen mit der strömenden Menge den vom Parteigeist entweihten Palast der Gerechtigkeit.

Fünftes Capitel.

Im Gerichtssaal hatte sich der Verurtheilte beherrscht, aber in der Nacht und der Einsamkeit kam das ganze Gefühl seiner schrecklichen Lage über ihn. Seine Aufregung äußerte sich zuerst in einem Ausbruch der heftigsten Entrüstung. Er lief mit großen Schritten in seinem Gefängnisse auf und ab und appellirte an das ganze Frankreich gegen die Ungerechtigkeit des Urtheils. Ohne Unterlaß tönte das Wort Todesstrafe vor seinen Ohren, als würde es von lauter, widerhallender Stimme ausgesprochen.

Die tiefste Verzweiflung übermannte ihn; er beschloß, sich zu tödten, ohne Berufung an den Cassationshof einzureichen. Eine Abänderung des Urtheils war nicht zu hoffen, man hatte ohne Zweifel alle Formen

wohl beobachtet. Weshalb also den Todeskampf Wochen, vielleicht Monate lang ausdehnen? Weshalb sich zum Schaffot schleppen lassen inmitten des Stra**enpöbels, unter dem Hohngeschrei der Royalisten?!

Aber nur kurze Zeit währte dieser Sturm in seiner Seele; der Gedanke an seine Frau, an sein Kind kam wieder und Vernunft und Besonnenheit gewannen von Neuem die Herrschaft.

Er setzte sich in der Stille der Nacht hin, an seine Freunde zu schreiben; zuerst an die Fürstin Vaudemont und an Frau von Vandeuil, eine mütterliche Freundin Emily's. Er bat sie, seinem armen Weibe die Unglücksnachricht schonend mitzutheilen und ihr zur Seite zu stehen in dieser traurigen Zeit. Dann schrieb er an Clarke, den jetzigen Kriegsminister, dem er einst in Italien, als das Directorium denselben abgesetzt hatte, einen Dienst erwies, welcher über Clarke's ganze Carrière entschied.

„Ich habe Dir ohne Rückhalt Alles gesagt, wie es war," schloß er seinen langen Brief, „ich bin auch gegen meine Richter ganz offen gewesen, meine Verurtheilung ist ungerecht, ich bin kein Verschwörer. Verwende Dich für mich an einflußreicher Stelle; sieh

zu, was Du für mich thun kannst. Versuche wenigstens, mir den entsetzlichen Todeskampf des Schaffots zu ersparen. Wirke dahin, daß ich erschossen werde. Ein solcher ehrlicher Soldatentod, durch die Hand tapferer Kriegskameraden, würde fast mir als eine Wohlthat erscheinen."

Er schrieb auch an den Baron Pasquier, jetzt Siegelbewahrer, und bat ihn um sein Fürwort.

Dann, als ihm die Feder vor Müdigkeit aus der Hand fiel, sank er auf sein hartes Lager und vergaß in tiefem Schlaf sein Unglück.

Er erwachte am andern Morgen mit dem unbestimmten Gefühl, daß etwas Entsetzliches geschehen sei; und als sein Bewußtsein völlig zurückgekehrt war, überfiel ihn für einen Moment dieselbe Verzweiflung wie in den ersten Minuten nach dem Todesurtheil. Aber schon warteten vor der Thür die treuen Freunde, um ihm Trost und Hoffnung zu bringen. Saint-Roses war der Erste, der sich einstellte. Dann kam der Graf Rochefaucault und später der Herr von Vandeuil. Sie Alle betheuerten, daß sein Geschick die innigste Theilnahme erwecke und daß der König unmöglich die Begnadigung verweigern könne, wenn das Cassationsgesuch auch ver-

worfen werden sollte. Der Gefangene nahm mit Rührung diese Beweise der Ergebenheit entgegen, er fand wenigstens den Trost darin, daß sein Weib und sein Kind nicht verlassen sein würden, wenn ihre Hoffnungen auf die Gnade Ludwig des Achtzehnten sich auch als trügerisch erweisen sollten.

Als die Andern gegangen waren, blieb Herr von Vandeuil noch einen Augenblick zurück und sagte eilig: „Ich muß eine Reise machen, die mich vielleicht für einige Wochen fern von Ihnen hält. Hier habe ich zweihundert Louisd'or; bitte, behalten Sie dieselben, lieber Freund! Die Verbindungen mit Ihrer Familie könnten Ihnen erschwert werden; Geld zu haben kann niemals schaden. Es ist besser, Sie haben es vorräthig, als wenn Sie erst danach schicken müßten, falls Sie es bedürfen."

Und ohne Lavalette Zeit zur Antwort zu lassen, war Herr von Vandeuil verschwunden.

Als Lavalette seinen Schatz, der ihm später noch von großem Nutzen sein sollte, in seiner Matratze verbarg, fühlte er in derselben ein anderes Kleinod, das er dort versteckt hatte — ein Messer. Der Zuspruch der Freunde hatte aber doch schon so viel Hoffnung in

seiner Seele wieder erweckt, daß das Gefühl, mit dem er gestern an dies letzte Mittel, um den Schrecken des Schaffots zu entgehen, gedacht hatte, ihm heute wie eine Verirrung, eine Feigheit erschien. Er wollte mit Muth ertragen, was über ihn verhängt sein mochte.

Kaum hatte er sein Bett wieder in Ordnung gebracht, als er die Thür aufschließen hörte. Er wandte sich um und sah in das Gesicht seiner Frau.

„Emily!“ rief er. „Meine Emily, mein theures, theures Weib!“

Sie flog auf ihn zu und warf sich schluchzend an seinen Hals. Mehrere Minuten lang versuchte sie vergeblich, zu sprechen, sie konnte keinen Ton hervorbringen, nur die Thränen strömten unaufhaltsam über das blasse, bis zur Unkenntlichkeit veränderte Antlitz.

„Fasse Dich, Liebe,“ bat er, „es ist ja noch nicht Alles verloren, es ist ja noch Rettung möglich!“

Sie bekämpfte mit gewaltsamer Anstrengung ihre Thränen, um antworten zu können, und endlich stieß sie hervor: „Ich bringe Dir Hoffnung, mein Freund, ich komme vom König!“

Dann sank ihr Kopf auf seine Schulter und fast eine halbe Stunde verging, ehe die völlig erschöpfte Frau

im Stande war, ihm einen zusammenhängenden Bericht zu erstatten.

Frau von Vandeuil und Frau von Vaudemont waren heute Morgen in aller Frühe zu ihr gekommen, und die Trauerkleider, in welche sie sich gehüllt hatten, verkündeten der Armen schon früher als ihre Worte ihr Unglück. Die energische Fürstin Vaudemont ließ ihr aber keine Zeit, sich ihrem Schmerze hinzugeben, sondern veranlaßte sie sofort, einen Brief an den Herzog von Duras, ersten Kammerherrn des Königs, zu schreiben, um eine Audienz bei Ludwig dem Achtzehnten zu erbitten. Es war freilich sehr zweifelhaft, ob sie ertheilt werden würde; der Generalin Labédoyère und der Marschallin Ney war sie verweigert worden. Aber gegen alle Erwartung war schon nach einer Stunde die Antwort gekommen: „Der König erwartet Madame de Lavalette in seinem Cabinet.“

Emily war sofort in Begleitung Josephinens in dem Wagen der Fürstin nach den Tuilerien zu dem ersten Kammerherrn gefahren. Der Herzog von Duras hatte ihr den Arm gereicht und sie durch die ganze Reihe der Hofleute bis in das Cabinet des Königs geführt. Dort hatte sie sich zu den Füßen Ludwig des

Achtzehnten niedergeworfen mit den unter stürzenden Thränen hervorgestammelten Worten: „Gnade, Majestät, für meinen unglücklichen Gatten!“

Ludwig der Achtzehnte hatte ihr geantwortet: „Madame, ich habe Sie gleich anfangs empfangen, um Ihnen einen Beweis meiner vollen Theilnahme zu geben.“

Das waren die einzigen Worte, die er sprach. Der Herzog von Duras hob sie auf und führte sie hinaus. Aber die Worte des Königs waren im Vorzimmer verstanden worden; im Vorübergehen hörte Frau von Lavalette, wie Einer sie dem Andern wiederholte, sie sah, wie die Blicke Aller mit Mitleid an ihr hingen; sie vernahm Bemerkungen, die von Wohlwollen zeugten, über ihre Schönheit, über den Adel und die Grazie ihrer Haltung trotz ihrer tiefen Trauer; man flüsterte sich zu, daß sie die Tochter eines Emigranten sei, daß ihr gewiß Begnadigung für ihren Gatten gewährt werden würde, weil ihr sonst der König die Ehre, ihm vorgestellt zu werden, nicht erwiesen hätte.

Und voll Freude war sie nach der Conciergerie geeilt, um dem geliebten Manne diesen Hoffnungsstrahl in seinen Kerker zu bringen.

Er hielt sie in seinen Armen und horchte auf die süße Stimme und küßte ihre Hände und ihre bleichen, eingefallenen Wangen mit wehmüthiger Freude. Er begriff nicht, daß er es vier Monate ausgehalten, ohne sie zu sehen; es war ihm wirklich, als müsse jetzt das Schlimmste überstanden sein und ihm Rettung werden durch Fürsprache des sanften, liebenden Wesens, dem ja das härteste Herz sich erweichen mußte.

Der Gefangenwärter brachte ihm einen Brief, und als er das Siegel brach, war es mit dem Gefühle, daß er Gutes enthalten werde.

Emily blickte hinein.

„Marmonts Handschrift!" rief sie erstaunt. „Hast Du mit Marmont noch Verbindungen?"

„Nein," entgegnete Lavalette, „seit jenem Tage vor dem ersten Einzuge der Alliirten in Paris habe ich ihn nicht wiedergesehen und weder Wort noch Brief mit ihm gewechselt."

„Er kommt zurück zu uns im Unglück," sagte sie. „Er hat doch ein treues Herz bewahrt für den alten Freund."

Und gerührt las sie: „Ich pflege zweimal in der Woche nach den Tuilerien zu gehen; jetzt werde ich

zweimal im Tage hingehen; ich werde für Dich sprechen, ich werde anhalten bis zur Aufdringlichkeit. Alles, was ein Herz hat, wird sich mit mir vereinigen, ich hoffe fest, zu erlangen, was ich am sehnlichsten in der Welt wünsche!"

Während beide Gatten lasen, öffnete sich leise und geheimnißvoll die Thür, ein Herr trat ein, der sich rasch dem Gefangenen näherte, ihm die Hand kräftig drückte und, ein Billet in derselben zurücklassend, sich ebenso rasch und ohne ein Wort zu sprechen, wieder entfernte.

Lavalette hatte den königlichen Polizeipräfekten Anglés erkannt. Das Billet war von dem Siegelbewahrer, Baron Pasquier.

„Behalten Sie guten Muth," schrieb ihm dieser, „noch ist nicht Alles verloren; mehrere Ihrer besten Freunde umgeben den König; was möglich ist, wird muthig versucht werden, um ihn zu rühren. Hoffen Sie noch."

Am Abend dieses Tages, dessen erster Lichtstrahl den Gefangenen so qualvoll geweckt hatte, legte er sich zum ersten Male seit Monaten mit ruhigem, leichtem Herzen nieder; er hoffte wieder.

Aber schon der nächste Morgen zerstörte diese glücklichen Illusionen. Clarke schickte Antwort auf den Brief, den sein früherer Freund und Kamerad ihm in der Nacht nach dem Todesurtheil geschrieben hatte. Und diese Antwort des klugen Herzogs von Feltre, der seine Segel so geschickt nach jedem Winde zu stellen wußte, war ein Muster von kalter Herzlosigkeit. Er lehnte jede Verwendung zu Gunsten des Verurtheilten ab und endete mit den Worten: „Es bleibt Ihnen nichts mehr übrig, als Ihre Frau und Ihr Kind der unerschöpflichen Güte des Königs zu empfehlen.“

Das Todesurtheil war kaum so bitter für Lavalette gewesen, wie dieser grausame Brief des falschen, undankbaren Freundes. Er war im Begriff, ihm Alles zu schreiben, was ihm die Entrüstung über so viel Härte und niedrige Gesinnung eingab, aber die süße Gewißheit, daß es nicht so weit mit seiner Gattin und Tochter kommen würde, die Barmherzigkeit dessen in Anspruch nehmen zu müssen, der sie des Gatten und des Vaters beraubt hatte, nahm ihm die Feder aus der Hand.

Clarke's Benehmen zeigte ihm aber viel klarer als die Trostreden seiner Freunde, was er von Ludwig

dem Achtzehnten zu erwarten habe. Er sah ein, daß man ihn verurtheilt habe wie den Marschall Ney, um ein Exempel zu statuiren. Ney war, durch seinen Ruhm, der Erste unter den Militairs; Lavalette, in den Augen des Hofes, der Wichtigste unter den Civilisten, die sich für den Kaiser erklärt hatten. Sein Tod, das sah er, war beschlossen, und er that wohl, wenn er sich darin ergab und sich auf das Unvermeidliche vorbereitete. Was war es denn auch weiter als sterben? Wie viele Male hatte er dem Tode getrotzt in offener Schlacht, wie mancher Kanonenkugel hatte er ruhig entgegengesehen. Weshalb zittern vor dem Tode auf dem Schaffot? Er mußte ihn fest in's Auge fassen lernen.

In seiner Jugend, während seines ersten Feldzuges, hatte er durch festen Willen gelernt, im dichtesten Kugelregen ruhig auszuhalten. Anfangs fühlte er sein Herz schlagen, wenn er mit seinem Pferde in der Linie der Kugeln hielt; sprengte er eilig durch die Truppen, die sich schlugen, machte auch wohl einen Umweg, wo er hätte geradeaus gehen können. Aber er zwang sich so lange, still zu halten, kehrte so oft um, mitten in's Feuer, bis seine Pulse ruhig blieben in der unmittelbarsten Gefahr. Was ihm damals gelungen war, das mußte

ihm auch jetzt gelingen; er nahm sich vor, an die Schrecken der Guillotine sich zu gewöhnen.

Er ließ sich von den Gefängnißwärtern, die ihm schon häufig von den letzten Augenblicken der Unglücklichen erzählt hatten, welche die Conciergerie verließen, um nach dem Grèveplatz zu wandern, alle Einzelnheiten dessen beschreiben, was sie die Toilette nannten. Kurz vor vier Uhr Nachmittags, zu welcher Zeit gewöhnlich die Hinrichtungen stattfanden, pflegte man den Verurtheilten nach der Gerichtsschreiberei zu führen. Kaum hat er die niedrige Thür passirt, die in diesen Raum führt, so treten der Scharfrichter und seine Knechte ein. Sie drücken den Verurtheilten auf eine Bank nieder, ziehen ihm den Rock aus, schneiden ihm die Haare und den Kragen seines Hemdes ab und binden ihm die Hände auf den Rücken fest. So führen sie ihn zu dem Karren, der vor der Pforte hält. Das ist ein schrecklicher Moment, diejenigen, die bis dahin Muth und Kaltblütigkeit behauptet haben, sinken meistens zusammen. Die freie Luft und die Gegenwart der Volksmenge belebt sie unterwegs zuweilen wieder, manchmal auch der Zuspruch des Geistlichen.

Als Lavalette sich zum ersten Male diesen entsetzlichen Vorgang erzählen ließ, wurde er blaß und er fühlte ein Zittern und einen Schauderfrost, die ihn bis in's Mark der Knochen erschütterten. Als er allein war, lief er im Zimmer auf und ab mit einem Angstgefühl, das ihm das Haar emportrieb, und die Nacht ohne Schlaf oder voll scheußlicher Träume war entsetzlich. Aber am andern Tage ließ er sich von einem anderen Schließer die Sache noch einmal mit allen Einzelnheiten erzählen, und dies setzte er so lange fort, bis ihm der Gedanke an diese gräßliche Toilette gar keine Empfindung mehr machte. Auch an das Messer, das er in seinem Strohsacke verborgen hatte, dachte er nicht mehr; er fand eine Art von Glorie darin, auch dem ärgsten Tode zu trotzen und ihn mit kaltem Blute, wie auf dem Schlachtfelde, zu erwarten.

Es war ein Glück für ihn, daß er seinen Muth gestählt hatte; ein weniger charakterfester Mann hätte in den dreißig Tagen, die zwischen dem Urtheil des Schwurgerichts und dem des Cassationshofes vergingen, wahnsinnig werden können. Jeden Morgen setzte man ihn in Kenntniß von Versuchen, die man machen wolle, von

Hindernissen, die man zu beseitigen hoffe, und jeden Abend brachte man ihm die traurige Nachricht, daß Alles fehlgeschlagen sei, daß die Hartnäckigkeit der königlichen Familie alle Verwendungen zurückstoße, daß der und jener einflußreiche Mann zu zaghaft sich erwiesen, kurz, daß es unmöglich gewesen, bis zum Monarchen vorzudringen.

Der Eifer seiner Freunde ließ nicht nach, sie hörten auch nicht auf, dem Gefangenen zu versichern, daß sie die besten Hoffnungen hätten. Aber durch ihre Betheuerungen hindurch entdeckte er die geheime Muthlosigkeit, die sie vergeblich in seiner Gegenwart zu besiegen suchten.

„Ich würde niemals den Muth gehabt haben, zu Ihnen zu kommen," sagte Baron Pasquier, „wenn ich nicht fest auf guten Erfolg der Bemühungen Ihrer Freunde rechnete."

Aber indem er so sprach, rollten ihm die Thränen aus den Augen und das Zittern seiner Hand in der des Verurtheilten zerstörte die Hoffnung, die er ihm einzuflößen suchte.

In dieser Zeit geschah es auch, daß der Marschall

Ney hingerichtet wurde. Alle Abende holte man ihn im Wagen ab nach dem Luxemburg, und am andern Morgen brachte man ihn nach der Conciergerie zurück.

Am 7. December kehrte der Wagen leer zurück.

Lavalette, der sich im Gefängnißhofe befand, fragte den Pförtner, wo der Marschall sei.

Der Mann gerieth in Verwirrung. Endlich, nach wiederholten Fragen, kam die Antwort: „Er ist todt!"

„Geschah es auf dem Grèveplatz? Ist er guillotinirt?" fragte Lavalette hastig.

„Nein," sagte der Mann, „erschossen!"

„O, er ist sehr glücklich!" rief Lavalette mit einer Bewegung, die aus Neid und Theilnahme gemischt war.

Der Pförtner, der ihn nicht verstand, sah ihn erstarrt an; er schien zu glauben, der Unglückliche sei wahnsinnig geworden.

Der Justizminister, Graf Barbé-Marbois, hatte versucht, den Termin beim Cassationshofe so weit wie möglich hinauszuschieben, in der Hoffnung, daß die Zeit den Haß der Feinde Lavalette's mildern werde. Die Prinzessin von Vaudemont, die als eine Montmorency mit den einflußreichsten Personen des Hofes verwandt war, und der fast alle vornehmen Emigranten ihre

Rückkehr nach Frankreich und ihre sichere Stellung unter dem Kaiserreiche verdankten, setzte alle Hülfsmittel in Bewegung; besonders wurde der Herzog von Richelieu unaufhörlich von ihr bestürmt. Die Ungerechtigkeit gegen Lavalette war auch so groß und die Achtung gegen ihn so allgemein, daß die Vollziehung des Urtheils Allen unglaublich schien, die von dem starren, rachsüchtigen Hochmuth der Bourbons sich nicht durch tägliche Anschauung überzeugt hatten.

Der eine seiner Vertheidiger schlug Lavalette vor, das Urtheil des Cassationshofes nicht abzuwarten, sondern an den König zu schreiben und sich ganz seiner Gnade zu überlassen. Aber seine ganze Seele sträubte sich gegen einen solchen Schritt und Herr Tripier stimmte ihm bei.

„Das könnte sehr gefährlich sein,“ sagte er, „oder gar kein Effekt haben. Will der König Gnade gewähren, so wird er das Urtheil des Cassationshofes abwarten. Ist er entschlossen, sie zu verweigern, so wird er ebenfalls so lange warten. Es ist deshalb besser, dem natürlichen Laufe der Dinge nicht vorzugreifen.“

Endlich, am 20. December, wurde die Sache vor dem höchsten Gerichtshof aufgerufen. Sechs Nichtigkeitsgründe wurden vorgebracht, aber trotz des beredten

Plaidoyers seines Vertheidigers wurde das Urtheil gegen Lavalette gut gefunden und bestätigt.

Herr Baudus brachte die traurige Nachricht in die Zelle des Gefangenen. Aber er beeilte sich, den Eindruck derselben durch Hoffnungen abzuschwächen, die dieses Mal so wohl begründet schienen, daß auch Lavalette sie zu theilen begann.

Es blieben ihm nur noch drei Tage bis zur Vollstreckung des Todesurtheils; in dieser kurzen Spanne Zeit mußten Mittel gefunden werden, um zum Könige zu gelangen. Marmont, der Herzog von Ragusa, hatte es auf sich genommen, dies zu ermöglichen.

Sechstes Capitel.

Frau von Lavalette hatte während dieses ganzen Monats eine Ruhe behauptet, die Alle in Erstaunen setzte. Sie brachte jeden Augenblick, den sie nicht zu Schritten für seine Rettung verwendete, im Kerker ihres Gatten zu. Keine Klage berührte sein Ohr, sie bot Alles auf, ihn zu erheitern und ihm die Zuversicht einzuflößen, die sie selber zu beseelen schien. Auch als der Marschall Marmont am Morgen nach der Entscheidung des Cassationshofes zu ihr kam, fand er sie in derselben ruhigen Fassung.

„Der Spruch des höchsten Gerichtshofes hat mich nicht überrascht," sagte sie. „Er hätte ja nur zu entscheiden, ob bei der Schwurgerichtsverhandlung ein Formfehler gemacht worden, der das Urtheil nichtig machte.

Jetzt darf aber keine Zeit mehr verloren werden. Mein Gatte muß entfliehen."

„Entfliehen?!" rief der Marschall. „Aus der Conciergerie? Ist das möglich?"

„Ich habe einen Plan," entgegnete Emily mit derselben Ruhe und Bestimmtheit, die ihr Wesen seit der Verurtheilung ihres Gatten charakterisirten. Ich glaube und hoffe, daß er sicher gelingen wird."

„Ich bitte Sie, Frau Gräfin," sagte der Marschall eindringlich, „machen Sie keinen voreiligen Versuch, der Alles verderben könnte. Kommen Sie mit mir nach den Tuilerien, ich verspreche Ihnen, daß Sie den König ganz gewiß sehen sollen. Ich weiß, Sie haben eine Bittschrift für ihn und für die Herzogin von Angoulême seit lange in Bereitschaft. Nehmen Sie dieselbe und kommen Sie sofort mit mir. Ich werde Sie in den Saal der Garden führen, den der König passiren muß, wenn er aus der Kapelle zurückkehrt."

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf.

„Der König wird mich nicht vorlassen. Ich weiß, daß mein Signalement allen Schildwachen im Schlosse gegeben ist, damit sie mich zurückweisen, wenn ich den Versuch machen sollte, einzudringen."

„Ich werde Sie auf einem Umwege in's Schloß bringen," beharrte Marmont, „verlassen Sie sich auf mich. Wir müssen jetzt gehen, jetzt wo der König bereits in der Messe ist. Es ist wahr, wenn er befürchtete, Sie auf seinem Wege zu finden, so würde der König vielleicht in seinen Gemächern bleiben und nicht in die Kapelle gehen. Da er aber einmal darin ist, muß er wohl zurückkehren. Kommen Sie rasch, ehe es zu spät ist. Gerade, daß er Befehl gegeben hat, Sie abzuweisen, spricht dafür, daß er von Ihrem Anblick bewegt zu werden fürchtet. Die Herzogin von Angoulême ist auch in der Messe; sie hat ja selbst lange im Kerker geschmachtet und Vater und Mutter unter der Guillotine sterben sehen; sie wird ja kein Herz von Stein haben."

Ein Hoffnungsstrahl blitzte in Emily's Augen auf; sie nahm hastig seinen Arm, um zu gehen, nachdem sie die Bittschriften für den König und seine Nichte zu sich gesteckt hatte.

Es gelang dem Marschall wirklich, auf einem Umwege mit Frau von Lavalette in die Tuilerien und bis an den Saal der Garden zu gelangen, ohne daß man sie aufhielt. Der ganze Hof war noch in der Messe. Marmont wählte den Augenblick, wo ihm die Schild=

wache den Rücken kehrte, um in den Saal der Garden zu treten.

Sobald aber der Soldat sich umwendete und sie bemerkte, kam er auf sie zu und ohne den Respect gegen den Marschall zu verletzen, machte er den strengen Befehl, den er erhalten hatte, geltend und bat den Herzog von Ragusa, zu veranlassen, daß Frau von Lavalette sich zurückziehe.

„Madame wird bleiben," erwiderte Marmont fest.

Der Garde du Corps wußte nicht, was er beginnen sollte; zu seiner großen Erleichterung erschien der wachthabende Offizier, Herr von Barillet, dem er seine Aufforderung und die Weigerung des Herzogs von Ragusa mittheilte.

Herr von Barillet sah die unglückliche Frau, die ihre gefalteten Hände mit stummer Bitte emporhob, unsicher und bewegt an.

„Mein lieber, junger Freund," sagte der Marschall, „betheiligen Sie sich an einem Werke der Barmherzigkeit. Es handelt sich um Leben und Tod. Was kann Ihnen denn geschehen, wenn Sie Frau von Lavalette hier ein paar Minuten warten lassen? Höchstens einige

Tage Arrest. Dafür haben Sie lebenslang das Bewußtsein einer guten That."

Herr von Barillet winkte schweigend Gewährung und zog sich an's andere Ende des Saales zurück.

Aber schon im nächsten Augenblicke kam der Major der Garde du Corps, Herr von Glandèves, herein. Er stutzte, als er Frau von Lavalette erblickte und ging sofort auf den Marschall zu.

„Ich muß Ihnen bemerken, Herr Herzog," sagte er entschieden, „daß die strengste Ordre gegeben ist, Frau von Lavalette nicht hereinzulassen."

„Ich weiß," entgegnete Marmont. „Aber haben Sie Ordre, Madame hinauszuweisen, wenn sie darin ist?"

Der Major, von dem Blicke Emily's getroffen, sagte langsam: „Nein!"

„Nun, dann bleibe ich," sagte Marmont.

In diesem Augenblicke wurde im Hintergrunde der König sichtbar.

Wie Emily so, mit furchtbarem Herzklopfen, dem entgegensah, von dessen Wink ihres Gatten Leben abhing, stand plötzlich in voller Deutlichkeit eine ähnliche Scene vor ihr, wo sie in diesen Räumen auf den Kaiser gewartet hatte, um einer andern unglücklichen Frau bitten

zu helfen für ihres Gatten Leben. Es war die Frau Armands von Polignac, der mit dem Herrn von Rivière und dem Chouan Georges Cadoudal von den Bourbons aus England geschickt worden war, um Bonaparte zu ermorden. Josephine, Hortense, sie, die Schwester Napoleons, alle hatten sich vereinigt, um die Begnadigung der Verbrecher zu erbitten. Und Napoleon hatte der Frau von Polignac sofort gesagt: „Madame, ich kann Ihrem Gemahl verzeihen, denn es war mein Leben, wonach er trachtete."

Auch an jenen schrecklichen Abend in la Force dachte Emily, wo Lavalette mit eigener Lebensgefahr Frau von Tourzel und ihre Tochter befreite, und an die tausend Gelegenheiten, wo das edle, menschenfreundliche Herz ihres Gatten sich bethätigt hatte. Es war ja unmöglich, daß ein solcher Mann keine Barmherzigkeit bei Menschen finden, unmöglich, daß Gott ihn verlassen konnte in seiner Noth. Sie eilte dem Monarchen entgegen, sich vor ihm niederwerfend und mit stummem Flehen ihre Bittschrift emporhaltend.

Ludwig XVIII. hielt in seinem schwerfälligen Gange inne, indem er auf den Herzog von Ragusa aus seinen harten Augen einen bösen Blick warf. Dann bog er

sich nieder, um die Bittschrift aus Emily's Händen zu nehmen und sagte mit eisiger Kälte: „Ich achte Ihren gerechten Schmerz, Madame, und nehme gebührend Theil daran. Aber ich habe Pflichten zu erfüllen, von denen ich mich nicht dispensiren kann.“

Und er setzte seinen Weg fort.

Der Herzog von Ragusa half schnell der Knieenden auf und flüsterte: „Rasch, geben Sie die andere Bittschrift der Herzogin von Angoulême.“

Die Nichte des Königs war schon vorübergegangen, Emily lief ihr nach, aber Herr von Agoult, der Ehrencavalier der Herzogin, wendete sich um und streckte der unglücklichen Frau beide Arme entgegen, sie mit den Händen zurückdrängend, so daß sie gezwungen war, stehen zu bleiben. Die Herzogin, in ihrer starren, steinernen Haltung, ging hinaus, ohne einen Blick auf sie zu werfen.

„Wir wollen es morgen früh noch einmal versuchen,“ flüsterte ihr Marmont tröstend zu.

In der That ging er am andern Morgen in aller Frühe nach dem Schlosse, um zu sehen, ob eine Möglichkeit da sei für Emily, zur Herzogin von Angoulême zu gelangen. Er fand, daß die strengsten Maßregeln

getroffen waren, alle Passagen waren mit Wachen besetzt. Nur eine Chance blieb. Das Vorzimmer des Capitains der Garden im Dienst hatte eine zweite Ausgangsthür, die nach der Treppe des Königs sich öffnete, gerade den Zimmern der Herzogin von Angoulême gegenüber, die im Erdgeschoß wohnte. Durch diese Thür zu gehen, war für die Gräfin Lavalette die einzige Möglichkeit, zu der Herzogin zu gelangen. Aber der Herzog von Ragusa konnte sie nicht begleiten, er war zu sehr bekannt im Schlosse. Er beauftragte deshalb einen seiner Adjutanten, den Herrn von Perregaux, damit und gab ihm ganz genaue Instructionen. Emily verließ zur selben Stunde wie gestern ihr Haus und stieg am Anfang des Pont-Royal aus ihrer Sänfte, Herr von Perregaux und General Foy empfingen sie dort, Foy blieb bei der Sänfte zurück, um Frau von Lavalette zu erwarten, und Herr von Perregaux gab ihr den Arm, um sie in die Tuilerien zu führen. Wieder wie gestern hatte man den Augenblick berechnet, wo die Messe beendet sein und die Herzogin die Treppe herabsteigen würde, um in ihre Gemächer zu gehen.

Herr von Perregaux fragte nach dem Capitain der Garden, obgleich er wußte, daß er augenblicklich mit

dem König in der Messe war. Er wies den Vorschlag, in den Salon des Capitains einzutreten, zurück und blieb im Vorzimmer, wo er Frau von Lavalette sich setzen ließ. Die Thür, die zur königlichen Treppe führte, stand offen, er näherte sich derselben ohne den Anschein der Absichtlichkeit, und als er sah, daß die Herzogin von Angoulême herunterkam, rief er Frau von Lavalette: „Kommen Sie her, liebe Cousine, wenn Sie die Herzogin vorübergehen sehen wollen."

Emily erhob sich. Aber während sie wartete, waren mehrere Offiziere vom Gardecorps durch das Vorzimmer gegangen und hatten sie erkannt. Als sie an der Thür anlangte, sprang der Thürhüter vor, warf dieselbe zu und verschloß sie zweimal.

Herr von Perregaux wollte sie wieder aufschließen.

„Man geht nicht hinaus hier!" sagte der Mann.

„Aber was soll denn das?" rief der Adjutant des Herzogs von Ragusa. „Man steht ja alle Tage auf der Treppe. Meine Cousine kommt aus der Provinz und hat noch niemals ein Mitglied der königlichen Familie gesehen. Ich würde mich freuen, wenn sie von der Gelegenheit profitiren könnte."

„Unmöglich! Ich weiß, wer Madame ist, und ich habe bestimmte Ordre, sie nicht passiren zu lassen.“

„Nun denn, fünfzig Louisdor und die Protection des Herzogs von Ragusa.“

Aber der Schweizer war unbestechlich. Während des Wortwechsels war die Herzogin in ihre Zimmer getreten, es war auch diesmal umsonst.

Der Offizier hatte die unglückliche Frau an ihre Sänfte zurückgeführt und trat eben wieder in den Tuilerienhof, als ihm ein Garde du Corps mit der Frage entgegen kam, ob Frau von Lavalette noch im Schlosse sei. Ludwig XVIII. hatte ausfahren wollen, aber er blieb in seinen Zimmern, aus Furcht, ihr zu begegnen.

Als Emily dem Verurtheilten Bericht von ihrem Versuche beim Könige abstattete, hatte sie ihm die Worte desselben wiederholt, anscheinend ohne dieselben für entmuthigend zu halten. Lavalette fand aber augenblicklich heraus, daß sie ihm keine Hoffnung mehr ließen. Der Monarch sprach von seiner Pflicht, wenn man ihn um Gnade anflehte. Von diesem Augenblicke dachte er nur auf Mittel, wie er sein Weib und sein Kind auf einige Tage aus Paris entfernen könne, damit sie nicht Zeuge

des Schrecklichen wären. Aber es wäre unmöglich gewesen, Emily zu täuschen. Ihr Muth und ihre Energie wuchsen mit der Gefahr. Sie gab, trotz des zweimaligen Fehlschlags, den Versuch nicht auf, zur Herzogin von Angoulême zu dringen. Es war heute gerade der Jahrestag ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse im Temple; Lavalette's Gattin hoffte, die Erinnerung an das, was sie und ihre erlauchten Eltern selbst gelitten, werde die Tochter Marie Antoinettens barmherzig machen.

Um nicht so leicht erkannt zu werden, legte sie die schwarzen Kleider, mit denen sie bisher in den Tuilerien gewesen war, ab und kleidete sich in helle Stoffe. Sie stieg in einer nahen Straße aus ihrer Sänfte und fand sich an der Thür der Fürstin zu der Stunde ein, wo man gewöhnlich Zutritt zu derselben hatte. Aber die Blässe ihres Gesichts, ihre geschwollenen Augen, ihr mühsamer Gang zogen die Aufmerksamkeit der Dienerschaft auf sich und sie wurde bald erkannt. Augenblick- wurde die Thür geschlossen und die Ordre mit lauter Stimme gegeben, Niemand mehr einzulassen.

An dieser Thür zurückgewiesen, beeilte sich die unermüdliche Frau, eine andere, unter dem großen Vestibule, zu erreichen.

Aber ein Lakai lief ihr voraus, um sie anzukündigen, und sie wurde auch an dieser Thür zurückgestoßen.

Von Anstrengung ganz erschöpft, setzte sich die zarte, vom Krankenlager kaum erstandene Frau auf die steinernen Stufen im Hofe und blieb dort in der Dezemberkälte eine Stunde sitzen, in der Hoffnung, man werde sie doch am Ende noch einlassen. Sie zog die Blicke der Vorübergehenden und der in's Schloß Eintretenden auf sich, aber Niemand wagte es, der Unglücklichen ein Zeichen des Mitgefühls zu geben.

Endlich entschloß sie sich, das Palais zu verlassen, und in ihres Gatten Kerkerzelle zurückzukehren, zum Tode erschöpft und mit blutendem Herzen, aber fester als je entschlossen, Alles für seine Rettung zu wagen.

Siebentes Capitel.

Während und trotz aller dieser Bemühungen für seine Begnadigung fühlte der Gefangene, daß seine Stunden gezählt waren. Man pflegte den Verurtheilten nur drei Tage zu gewähren, einer war schon vergangen, es blieben ihm noch achtundvierzig Stunden.

Seine Freunde konnten ihre Bestürzung nicht mehr verbergen. Die Gefangenwärter selbst wichen ihm aus. Eberlé, derjenige, der speciell für seinen Dienst bestimmt war, redete ihn nicht mehr an. Ohne Zweck und Ziel drehte er sich im Zimmer herum, augenscheinlich ohne zu wissen, was er that.

Es war Dienstag, gegen Abend.

„Die Verurtheilten werden gewöhnlich am Freitag hingerichtet, nicht wahr?“ fragte ihn Lavalette.

„Zuweilen auch am Donnerstag," antwortete er mit einem erstickten Seufzer.

„Die Execution findet in der Regel Nachmittags gegen vier Uhr statt?"

„Zuweilen auch des Morgens."

Und der Mann ging rasch hinaus, in seiner Verwirrung vergessend, die Thür hinter sich zuzumachen.

Eine der Schließerinnen des Frauengefängnisses ging in demselben Augenblicke vorüber. Als sie Lavalette allein sah, kam sie hastig herein, stürzte neben ihm auf die Knie, küßte leidenschaftlich sein Kreuz der Ehrenlegion und eilte weinend wieder fort. Diese stürmische Aufregung einer Frau, die er bis dahin nur von Weitem gesehen, und mit welcher Lavalette niemals gesprochen, kündigte ihm sein Schicksal an.

Um sechs Uhr kam seine Frau, um mit ihm zu diniren. Sie war von einer Verwandten, Fräulein Dubourg, begleitet. Als der Gefangenwärter hinausgegangen und sie allein waren, sagte Emily: „Es scheint nur zu gewiß, daß wir nichts mehr zu hoffen haben. Wir müssen deshalb einen Entschluß fassen, mein Freund. Höre meinen Vorschlag. Ich habe ihn Dir nicht eher gemacht, weil ich wußte, daß Du ihn

nicht annehmen würdest, wenn noch andere Wege offen ständen. Selbst der Herzog von Ragusa hat mir heute gesagt, Dein Verderben sei beschlossene Sache. Wenn meine Freunde mir sagten, daß man Dich auf dem Schaffot begnadigen wolle, so machten sie mir falsche Hoffnungen. Der Herzog von Plaisance bestritt seine Ansicht, aber Marmont wiederholte mir: „Verlassen Sie sich nicht darauf, wenn Lavalette auf's Schaffot geführt wird, so ist er verloren. Haben Sie Mittel, ihn entfliehen zu lassen, so versuchen Sie die Flucht."

„Flucht?!" wiederholte der Verurtheilte erstaunt. „Wie soll ich aus diesem Gefängnisse entfliehen?"

„Ich habe Alles vorbereitet," sagte sie ruhig. „Um acht Uhr wirst Du hinausgehen, in meinen Kleidern und begleitet von meiner Cousine. Du steigst in meine Sänfte, welche Dich in die Rue des Saint Pères bringen wird. Dort wartet Herr Baudus mit einem Cabriolet; er wird Dich nach einem Zufluchtsort bringen, den er für Dich aufgefunden hat. Du wirst dort ohne Gefahr warten können, bis wir Gelegenheit finden, Dich aus Frankreich hinauszuschaffen."

„Und Du?" fragte er, während seine Augen fortwährend an ihrem Gesichte hafteten.

„Ich bleibe hier statt Deiner,“ sagte sie mit derselben einfachen Ruhe.

Er sah sie schweigend an. Ihre Miene war ruhig, der Ton ihrer Stimme fest und sicher. Sie schien so sehr vom Erfolg ihres Planes überzeugt, daß er zögerte, ehe er ihr antwortete.

Und doch mußte er ihr sagen, daß ihm das Unternehmen wahnsinnig erscheine.

Aber beim ersten Worte unterbrach sie ihn: „Mache keine Einwendung, verwirf meinen Plan nicht. Er allein hat mich am Leben und bei Verstande erhalten. Wenn sie Dich tödten, sterbe ich. Meine Ueberzeugung steht fest, ich fühle es, Gott wird uns helfen.“

Vergeblich erinnerte er sie an die vielen Gefangenwärter, die sie jeden Abend, wenn sie ihn verließ, umringten; an den Inspector, der ihr stets die Hand reichte, um sie an ihre Sänfte zu führen. Er stellte ihr die Unmöglichkeit vor, ihn bis zum Verwechseln mit ihr zu verkleiden.

„Aber wenn das Alles überwunden werden könnte,“ sagte er zuletzt, „ich werde mich niemals entschließen, Dich in den Händen der Kerkermeister zurückzulassen.

Was würde geschehen, wenn sie entdeckten, daß ich entflohen sei! Würden die brutalen Menschen in ihrer Wuth nicht sogar sich so weit vergessen, Dich zu mißhandeln?"

Er wollte fortfahren, aber ihre Blässe und ihre zitternde Ungeduld überzeugten ihn, daß er den Widerspruch aufgeben müsse.

„Ich sterbe, wenn sie Dich morden," wiederholte sie nur. „Und uns bleibt keine andere Rettung."

„Nun wohl," sagte er endlich, „ich werde thun, was Du wünschest. Aber wenn Du willst, daß Dein Plan gelinge, so erlaube mir wenigstens eine Bemerkung: das Cabriolet ist in zu weiter Entfernung aufgestellt. Wenn ich kaum aus dem Hause bin, wird man die Flucht entdecken und mich verfolgen, und ohne allen Zweifel wird man mich in der Sänfte einholen. Es bedarf fast einer Stunde, um von hier nach der Rue des Saint Pères zu kommen, und ich kann in Deinen Kleidern nicht zu Fuße dahin gehen."

Diese Bemerkung machte sie betroffen.

„Aendert," fügte er hinzu, „diesen Theil Eures Plans. Der morgige Tag gehört noch mir, und ich schwöre, daß ich morgen thun werde, was Du willst."

„Du hast Recht,“ erwiderte sie, „ich werde das Cabriolet mehr in der Nähe aufstellen lassen. Gieb mir Dein Wort, daß Du meinen Plan befolgen willst, denn uns bleibt keine andere Hülfe.“

Er reichte ihr die Hand: „Ich will Alles thun, was Du willst und wie Du es willst, Du treues Weib!“

Aber als Emily fortgegangen war und er in der Einsamkeit der Nacht über ihren Plan nachsann, kam er ihm von Augenblick zu Augenblick unausführbarer vor. Und der Gedanke an Flucht hatte ihm so fern gelegen, er hatte sich so vertraut gemacht mit dem Tode, war so wohl vorbereitet zu sterben. Zwar zog er seit zwei Tagen immer von Neuem in Ueberlegung, ob er nicht von seiner verborgenen Waffe Gebrauch machen solle. Je näher ihm der Augenblick der Hinrichtung kam, desto mehr widerte ihn diese Toilette durch den Scharfrichter, diese langsame Fahrt auf dem Karren von der Conciergerie bis zum Grèveplatze, dieses Hinschlachten durch die Guillotine an. Dennoch blieb sein Herz fest, der Tod selbst erschreckte ihn nicht.

Und jetzt sollte er Augen und Gedanken vom Tode abwenden, um sich mit den Details einer unmöglichen, ja ungereimten Flucht zu beschäftigen. Die Burleske

drohte sich in die Tragödie zu mischen; er lief Gefahr, in Frauenkleidern wieder ergriffen zu werden, und wer stand ihm dafür ein, daß man nicht die Barbarei haben werde, ihn den Augen des Publikums in dieser lächerlichen Verkleidung preiszugeben?

Aber auf der andern Seite, wie konnte er es Emily abschlagen? Sie schien so glücklich über den Plan, so sicher über den Erfolg desselben. Ihr nicht Wort halten, hieß sie tödten.

Er quälte sich noch mit diesen traurigen Gedanken, als sie am andern Morgen wiederkam.

„Als ich Dich gestern Abend verließ," sagte sie, habe ich noch das Letzte versucht, ich bin nach dem Ministerium des Auswärtigen, zum Herzog von Richelieu gegangen."

„Der Herzog von Richelieu hat Dich angenommen?" rief er erstaunt.

„Ich mußte natürlich List anwenden," erwiderte sie. „Ich fragte beim Schweizer nach Herrn Bresson, Schatzmeister des Ministeriums. Herr Baudus hatte mir gesagt, daß er im ersten Hofe wohnte. Ich ging auf den ersten Treppenabsatz seiner Wohnung hinauf, blieb ein paar Minuten dort und schlich mich dann in

den zweiten Hof. So kam ich in's Vorzimmer des Ministers.

‚Seine Excellenz ist ausgegangen,‘ sagte man.

‚Ich werde warten,‘ war meine Antwort.

„Der Kammerdiener, an den ich mich gewandt, hatte mich erkannt und lief zum Schweizer, der schon seit dem Morgen mein Signalement und den Befehl hatte, mich nicht einzulassen, denn mein Erscheinen an der Thür der Herzogin von Angoulême hatte Alles in Allarm gebracht. Der Schweizer kam ganz verstört herauf und sagte mir unter vielen anderen Vorwürfen: ‚Sie setzen mich der Gefahr aus, meine Stelle zu verlieren.‘

‚Ich habe Sie betrogen,‘ erwiderte ich ihm, ‚also haben Sie keine Schuld. Ich will den Minister sehen. Wenn er ausgegangen ist, warte ich; wenn er zu Hause ist, werde ich die Nacht in diesem Saale zubringen, man wird mich nicht anders als mit Gewalt hinausbringen. Gehen Sie und sagen Sie das Ihrem Herrn!‘

„Was konnte der Minister machen? Er ließ mich eintreten. Ich habe ihm Alles kurz und klar gesagt, ich habe ihm die ganze Ungerechtigkeit des Urtheils, die

ganze Abscheulichkeit des Verfahrens gegen einen Unschuldigen überzeugend vor Augen gelegt. Ueberzeugend, ich sah es; er schlug die Augen nieder, er war bewegt. Aber als ich ihn bat um seine Unterstützung beim Könige, erwiderte er, daß dieser ihm verboten habe, noch ein Wort von dieser Angelegenheit zu erwähnen.

‚Dann, Herr Herzog,‘ sagte ich ihm, ‚retten Sie ihn selbst, bieten Sie ihm die Mittel zur Flucht.‘

‚Madame, das wäre ein Verbrechen.‘

‚Können Sie nicht wenigstens dem Könige eine neue Bittschrift von mir überreichen?‘

„Der Herzog, vielleicht nur, um mich los zu werden, erwiderte lebhaft: ‚Ja, das will ich thun. Schicken Sie mir dieselbe vor acht Uhr morgen früh, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß sie ohne Verzug in die Hände des Königs gelangen soll.‘

„Ich bin darauf,“ fuhr Emily fort, „zu unserm Advokaten wegen dieser Bittschrift gegangen. Herr von Richelieu hat sie heute Morgen rechtzeitig erhalten, sie muß jetzt längst in den Händen des Königs sein. Aber unser Plan muß trotzdem heute Abend ausgeführt werden. Morgen würde es ohne Zweifel nicht mehr

Zeit sein, da wir keine Nachricht vom Schlosse erhalten haben."

Sie mußte einen Augenblick inne halten, dann setzte sie hinzu: „Ich muß jetzt gehen, um Alles anzuordnen. Aber ich komme wieder, um mit Dir zu speisen. Bewahre Deine Festigkeit, wir werden sie nöthig haben. Ich meines Theils fühle noch Muth und Kraft in mir für vierundzwanzig Stunden. Keinen Augenblick länger," vollendete sie mit einem tiefen Seufzer, „ich bin außerdem müde bis zum Umfallen."

Sie hatte Recht, die Stunden zu zählen. Kaum war sie hinausgegangen, als der Inspector eintrat und fragte: „Einer der Redakteure der Quotidienne ist gekommen, um mich zu fragen, ob es wahr sei, daß Sie vier Geistliche hätten kommen lassen, und ob er das in seine Zeitung setzen dürfe?"

„Vier Geistliche, das ist viel," entgegnete Lavalette mit einem Lächeln. „Was haben Sie geantwortet?"

„Die Wahrheit, daß ich bis jetzt noch nicht einen Einzigen eingelassen habe."

Der Verurtheilte begriff, daß dies eine versteckte Ankündigung sein sollte.

„Lassen Sie uns noch warten," sagte er; „ich werde Ihnen nachher die Adresse eines Geistlichen geben. Der ganze Tag gehört ja noch mir."

Der Inspector antwortete nicht, sondern ging kopfschüttelnd hinaus.

Einige Minuten später kam Herr von Carvoisin, ein alter Herr, dessen Landgut dicht an das Lavalette's stieß, und der mit ganzer Seele an seinem Nachbar hing, obgleich er in religiösen wie in politischen Meinungen sehr von ihm abwich. Herr von Carvoisin warf sich in seine Arme und brach in Thränen aus.

Der Verurtheilte suchte den alten Freund so gut wie möglich zu beruhigen, und endlich konnte er auch sein Anliegen vorbringen.

„Der Pfarrer von St. Sulpice geht so eben von mir," sagte er; „er wird Ihnen seinen geistlichen Beistand nicht versagen, wenn Sie es fordern, denn Sie gehören zu seiner Gemeinde; aber ich bitte Sie um Schonung für ihn. Er hat dem Marschall Ney in seinen letzten Augenblicken assistirt, und er hat mir gestanden, diese Scene habe ihn so krank gemacht, daß er nicht die Kraft besitze, sie zum zweiten Male durch-

zumachen. Wenn Sie aber darauf bestehen, ist er dennoch erbötig, zu kommen."

„Danken Sie ihm in meinem Namen, lieber Freund! Ich habe einen anderen Geistlichen im Auge, den ich heute Abend kommen lassen werde, aber nicht früher."

In diesem Augenblicke trat Josephine in's Zimmer, begleitet von der alten Pförtnerin von l'Abbaye-aux-Bois, wo das junge Mädchen in Pension war.

Das Kind weinte still vor sich hin, aber die Nonne lamentirte: „Was habe ich gethan, mein Gott, daß ich Zeuge dieser Gräuel sein muß!"

Ihre Seufzer, ihr Schluchzen, ihre Ausrufungen ohne Ende belästigten ihn. Er fühlte, daß er dieser Scene ein Ende machen müsse und nahm Herrn von Carvoisin bei Seite: „Umarmen Sie mich und ziehen Sie sich ohne Geräusch zurück. Ihr Schmerz thut mir weh. Adieu, vergessen Sie mich nicht." Und er schob ihn mit sanfter Gewalt zur Thür hinaus. Dann wies er die Pförtnerin in die Gerichtsschreiberei und blieb mit seinem Kinde allein.

Das trostlose Weinen Josephinens zerriß ihm das Herz. In diesem Augenblicke schien ihm das Gelingen

der Flucht eine Unmöglichkeit und es war ihm, als sähe er sein Kind zum letzten Male. Er nahm sie auf seine Knie; ihr Kopf fiel wie geknickt auf seine Brust.

Er wollte ihr zusprechen, aber die Worte blieben unterwegs stecken. Es war ihm unmöglich, einige Trostesworte hervorzubringen. Endlich setzte er sie auf einen Stuhl nieder und begann im Zimmer auf und abzulaufen, vergeblich nach Athem ringend.

Zuletzt kam er zu dem Entschlusse, dem Kinde etwas von dem Plane zu entdecken.

„Weine nicht, Josephine," sagte er, „ich sehe Dich morgen wieder, ich verspreche es Dir. Meine Sache steht besser, als man glaubt, ich werde nicht sterben. Sage Keinem etwas davon, aber sei versichert, daß ich Dich morgen sehen werde."

Ein Sonnenstrahl lief über das blasse Kindergesicht.

„Ist es wahr, mein Vater, ist es wirklich wahr?" rief sie.

„Ja mein Kind, Gott wird uns beistehen und mich Dir und Deiner Mutter erhalten."

Kaum war sie fortgegangen, als seine Festigkeit ihn verließ. Er zerfloß in Thränen bei dem letzten

Blick auf sein einziges Kind. O Gott, wer wußte, ob er es jemals wiedersah!

Stundenlang ging er auf und ab im qualvollsten Jammer, ehe es ihm gelang, die Ruhe seiner Seele wiederzufinden. Und doch mußte er sich fassen, um Emily's willen.

Achtes Capitel.

Um fünf Uhr erschien Frau von Lavalette und mit ihr — Josephine.

Der Vater schloß seine Tochter mit freudiger Ueberraschung in die Arme.

„Ich dachte mir," erklärte Emily auf seinen fragenden Blick, „daß es am besten sei, unser Kind statt meiner Cousine zur Begleitung zu nehmen. Josephine wird am geschicktesten unsern Plan ausführen."

Emily war bekleidet mit einem weiten Ueberwurfe von Merino, der reich mit Pelz besetzt und gefüttert war, und den sie gewöhnlich bei der Rückkehr von einem Balle trug. In ihrer Tasche hatte sie einen Rock von schwarzem Taffet.

„Mehr bedarf es nicht,“ sagte sie, „um Dich völlig unkenntlich zu machen.“

Und während sie Josephine an's Fenster schickte, flüsterte sie ihrem Gatten zu: „Schlag sieben Uhr mußt Du angekleidet sein. Alles ist wohl vorbereitet. Du gehst hinaus, indem Du Josephine den Arm giebst. Du mußt Sorge tragen, wenn Du den großen Raum der Gerichtsschreiberei passirst, sehr langsam und nicht mit zu großen Schritten zu gehen. Ziehe meine Handschuhe an und bedecke das Gesicht mit meinem Taschentuche. Es war meine Absicht, einen Schleier mitzubringen, unglücklicher Weise habe ich aber für gewöhnlich keinen getragen, wenn ich hierherkam, es würde also heute auffallen, deshalb müssen wir darauf verzichten. Gieb wohl Acht, wenn Du unter den Thüren hergehst, die so sehr niedrig sind, daß Du Dich bückst und nicht mit den Federn des Hutes oben anstößest; er könnte sich verrücken oder gar abstreifen, und dann wäre Alles verloren. Die Sänfte, die sonst immer an der Ausgangspforte placirt ist, wird heute im Hofe an der großen Freitreppe stehen. Auf der Straße wird Dir bald Herr Baudus begegnen, der Dich bis an das Cabriolet begleiten und Dir Deinen Zufluchtsort bezeichnen wird.

Dann behüte Dich Gott, mein Freund! Thue Alles, was ich Dir gesagt habe. Und vor Allem, bleibe ruhig. Gieb mir Deine Hand, ich will Dir den Puls fühlen. — Gut! — Fühle jetzt auch den meinigen. Nicht wahr, er schlägt ganz ruhig?"

Er hielt ihre Hand fest, als wolle er sie nimmer lassen. Er überzeugte sich, daß sie heftiges Fieber hatte.

„Vor allen Dingen," fuhr sie hastig fort, als sie bemerkte, wie sich seine Züge veränderten, „keine Rührung, wir würden verloren sein."

Er streifte aber doch seinen Trauring ab und legte ihn in ihre Hand, unter dem Vorwande, daß es besser sei, nichts an sich zu tragen, woran man ihn erkennen könne, falls er angehalten würde auf seinem Wege bis zur Grenze.

Sie ließ jetzt Josephinen wieder näher kommen.

„Höre wohl zu, mein Kind," sagte sie. Ich werde heute um sieben Uhr weggehen, statt wie sonst um acht. Du gehst hinter mir, denn Du weißt, die Thüren sind enge. Aber wenn wir in die große Gerichtsschreiberei eintreten, habe Acht, daß Du Dich an meine linke Seite stellst; der Inspector hat die Gewohnheit, mir von dieser Seite den Arm zu bieten, und er ist mir zuwider.

Wenn wir durch das Gitter gegangen sind und die Treppe draußen hinabsteigen, so gehe zu meiner rechten Seite, damit diese abscheulichen Soldaten aus der Wachtstube nicht herbeikommen und mir in's Gesicht gaffen, wie sie es gewöhnlich thun. Hast Du mich wohl verstanden?"

Das junge Mädchen wiederholte alles mit großer Genauigkeit.

Kaum hatte es geendet, als der junge Sainte-Roses die Familienscene störte. Er hatte sich unter dem Vorwande einführen lassen, daß er Frau von Lavalette nach Hause bringen wolle, aber sein Motiv war nur, den Verurtheilten noch einmal zu umarmen, denn er war nicht in's Vertrauen gezogen.

So werth ihm der junge Mann war, kam er Lavalette doch diesmal ungelegen. Er nahm ihn deshalb bei Seite.

„Gehen Sie jetzt, mein lieber junger Freund," sagte er ihm leise. „Emily ahnt noch nichts von ihrem Unglück, ich wünsche, daß sie in der Ungewißheit bleibe. Kommen Sie um acht Uhr; aber treten Sie nur dann herein, wenn Sie die Sänfte sehen. Sonst gehen Sie nach unserem Hause, Emily wird dann schon wieder zurückgekehrt sein."

Er umarmte ihn und führte ihn hinaus. Er war aber kaum fortgegangen, als sich noch ein anderer Besuch einstellte, ein Oberst Briqueville, ein treuer Freund, den seine Wunden, die aus der Schlacht von Waterloo stammten, seit zwei Monaten an's Bett gefesselt hatten, und der sich nur aufgerafft hatte, um dem Verurtheilten das letzte Lebewohl zu sagen. Er hatte nicht darauf gerechnet, Frau von Lavalette hier zu finden, und obschon er noch nicht wußte, daß schon morgen die Hinrichtung stattfinden solle, war doch seine Erschütterung so tief, daß Lavalette fürchtete, davon angesteckt zu werden.

„Verlassen Sie mich, mein Freund!" flüsterte er ihm zu. „Es ist das letzte Mal, daß ich meine Frau sehe. Ich darf keine Schwäche zeigen, es könnte sie tödten."

Endlich blieben sie allein. Lavalette hielt stumm die Hand seines Weibes; er dachte an alle Hindernisse, die sie zu überwinden haben würden, an alle unglücklichen Zufälle, die ihnen in den Weg treten könnten, und eine fatale Idee flog ihm durch den Sinn.

„Wenn Du zum Inspector gingest," flüsterte er, „und ihm hunderttausend Franken böteſt, damit er die

Augen zumacht, wenn ich vorbei gehe. Vielleicht geht er darauf ein, und wir Alle wären gerettet.

Sie sah ihn einen Augenblick stillschweigend an.

„Nun wohl, ich will hingehen,“ sagte sie.

Wirklich ging sie hinaus. Kaum hatte sie die Thür hinter sich geschlossen, als er diesen Schritt schon bereute und die ganze Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit desselben erkannte.

Nach wenigen Minuten jedoch kehrte sie schon zurück und sagte ruhig im Wiedereintreten: „Es ist unnütz; die wenigen Worte, die ich mit dem Inspector gewechselt habe, genügten, mich von seiner Unbestechlichkeit zu überzeugen. Aendern wir nichts an unserm Plane.

Endlich servirte man das Diner.

In demselben Augenblicke wo sie sich zu Tische setzen wollten, kam eine alte Dienerin, die Josephine begleitet hatte, halb ohnmächtig in's Zimmer. Frau von Lavalette hatte sie in der Gerichtsschreiberei gelassen, aber die Aufregung und die außerordentliche Hitze des Ofens dort hatten sie so leidend gemacht, und sie hatte so sehr darauf bestanden, ihren unglücklichen Herrn noch einmal zu sehen, daß der Gefangenwärter sie ohne Erlaubniß des Inspectors eintreten ließ.

Trotz ihrer Ungeduld über die neue Störung, konnten sie für den Augenblick nichts weiter thun, als der armen Frau beistehen. Ihre Gegenwart setzte sie in der That in peinliche Verlegenheit; weit entfernt, ihnen nützlich zu sein, konnte sie leicht beim Anblick der Verkleidung Lavalette's verwirrt werden und sie verrathen. Aber es war nicht zu ändern. Sie wollte ihr Stöhnen von Neuem beginnen, als ihr Frau von Lavalette mit freundlicher, aber fester Stimme sagte: „Keine Kinderei, Dutoit! Setzen Sie sich an den Tisch, essen Sie nicht, sprechen Sie kein Wort und riechen Sie an diesem Flacon. In weniger als einer Stunde werden Sie draußen in der freien Luft sein."

Dieses Mahl, welches das letzte im Leben des Verurtheilten sein sollte, war entsetzlich. Die Bissen blieben ihnen in der Kehle stecken, es wurde kein Wort gewechselt. Und so mußten Sie fast eine Stunde zubringen.

Endlich schlug es sechs Uhr und drei Viertel.

Emily erhob sich.

„Ich brauche nicht mehr als fünf Minuten," sagte sie, „aber ich muß vorher mit Bonneville sprechen."

Sie zog die Klingel und ihr Kammerdiener Bonneville trat ein.

Frau Lavalette nahm ihn bei Seite, sagte ihm einige Worte in's Ohr und fügte dann laut hinzu: „Tragen Sie Sorge, daß die Sänftenträger bereit sind, ich will weggehen."

Und sich zu ihrem Gatten wendend, fügte sie hinzu: „Du mußt Dich ankleiden. Laß uns beginnen."

Der Gefangene hatte eine spanische Wand in das Zimmer setzen lassen und sich so die eine Ecke desselben zum Ankleidekabinet umgeschaffen. Emily ging mit ihm hinter den Schirm, und während sie seine Toilette mit reizender Geschicklichkeit und Schnelle machte, sagte sie zu ihm. „Vergiß ja nicht, den Kopf zu beugen, wenn Du die Thüren passirst. Und gehe langsam durch die Gerichtsschreiberei, wie Jemand, der von Kummer niedergedrückt ist."

In weniger als drei Minuten war die Toilette beendet. Sie kehrten in's Zimmer zurück und Emily sagte zu ihrer Tochter: „Wie findest Du Deinen Vater, Josephine?"

Die Kleine hob den Kopf und ein Lächeln der Ueberraschung und des Unglaubens flog über das blasse, verweinte Gesichtchen.

„Im Ernst, mein Mädchen, wie findest Du ihn?"

„Nicht übel!" sagte das Kind und sein Köpfchen sank traurig auf die Brust zurück.

Stillschweigend gingen Alle auf die Thür zu.

„Eins noch," sagte Lavalette. „Der Inspector kommt jeden Abend, nachdem Du fortgegangen bist. Trage Sorge, Dich hinter der spanischen Wand zu halten und mache ein wenig Geräusch, etwa indem Du einen Stuhl hin und her schiebst. Er wird glauben, ich sei dort, und wird für einige Minuten wieder hinausgehen. Dieser Minuten bedarf ich unerläßlich, damit ich einen Vorsprung gewinne."

Sie nickte, zum Zeichen, daß sie ihn verstanden, dann zog sie die Klingel.

„Gott sei mit Dir!" sagte sie, indem sie die Augen zum Himmel hob.

Er preßte mit seiner zitternden Hand ihren Arm; sie wechselten nur einen Blick, sich zu umarmen wagten sie nicht, sie hätten ihre Fassung nicht behaupten können.

Der Schließer ließ sich hören. Emily eilte hinter die spanische Wand. Die Thür öffnete sich.

Lavalette ging zuerst hinaus, Josephine folgte und die alte Dutoit schloß den Zug. Nachdem sie den dunklen Corridor hinabgegangen waren, kamen sie an

die Thür der Gerichtsschreiberei. Es war für den Verkleideten nöthig, zugleich den Fuß zu heben und den Kopf zu beugen, damit die Federn des Hutes nicht oben an die Thür stießen. Das glückte ihm, aber als er den Kopf wieder hob, sah er fünf Gefangenwärter vor sich, die in dem großen Raume, den er passiren mußte, standen, saßen, sich anlehnten, seinen ganzen Weg entlang.

Er drückte das Taschentuch dicht vor das gesenkte Gesicht und erwartete, daß Josephine sich, wie es ihr die Mutter gesagt hatte, an seine linke Seite stellen werde. Aber das Kind nahm seinen rechten Arm, und der Inspector, die Treppe seines Zimmers, das linker Hand lag, herabsteigend, kam ohne Hinderniß zu ihm und sagte, indem er die Hand auf Lavalette's Arm legte: „Sie ziehen sich frühzeitig zurück, Frau Gräfin!“

Er schien sehr bewegt und dachte ohne Zweifel, daß Frau von Lavalette für immer Abschied von ihrem Gatten genommen habe.

Der Angeredete fühlte, wie ihm der Athem stockte; aber er beugte den Kopf tiefer und ging noch langsamer, als wäre er vor Schmerz ganz niedergedrückt.

Endlich, der Weg schien Beiden eine Stunde gewährt zu haben, gelangten sie an das andere Ende der

Gerichtsschreiberei. Dort saß Tag und Nacht ein Schließer in einem großen Lehnstuhl, in einem Raume, der so enge war, daß er seine beiden Hände zugleich auf die Schlüssel der beiden Thüren legen konnte, wovon die eine mit eisernen Stäben vergittert, die andere eine Außenthür war, die man „das erste Pförtchen" nannte.

Der Schließer betrachtete die Ankommenden und öffnete nicht. Lavalette steckte seine Hand durch die Gitterstäbe um ihn aufmerksam zu machen. Endlich drehte er seine beiden Schlüssel, der Inspector machte seine Abschiedsverbeugung und Lavalette und Josephine gingen hinaus auf die Treppe.

Einmal draußen, irrte sich Josephine nicht wieder, sie nahm seinen rechten Arm.

Sie hatten zwölf Stufen zu steigen, um in den Hof zu gelangen. Unten an der Treppe lag die Wachtstube der Gensdarmen. Ein paar Dutzend Soldaten, der Offizier an der Spitze, hatten sich drei Schritte von der Treppe aufgestellt, um Frau von Lavalette vorbeigehn zu sehen. Endlich erreichte er in langsamem Gange die letzte Stufe und stieg in die Sänfte, die nur zwei bis drei Schritte entfernt war.

Aber keine Träger, kein Kammerdiener war zu sehen.

Josephine und die alte Dutoit standen aufrecht zur Seite der Sänfte, die Schildwache sechs Schritte davon, unbeweglich und ihnen zugekehrt. In Lavalette's Verwunderung begann sich eine heftige Aufregung zu mischen. Seine Blicke waren auf das blinkende Gewehr des Soldaten gerichtet, wie die der Schlange auf ihre Beute. Er fühlte, so zu sagen, das Gewehr schon in seinen Händen und hielt es umklammert. Bei der ersten Bewegung, beim ersten Lärm hätte er sich auf diese Waffe gestürzt; er fühlte die Kraft von zehn Männern in sich und hätte Jeden getödtet, der Miene gemacht hätte, ihn zu ergreifen.

Diese schreckliche Situation währte ungefähr zwei Minuten, aber für den Flüchtling hatte sie die Länge einer ganzen Nacht,

Endlich vernahm er die Stimme Bonneville's, der ihm ganz leise sagte: „Einer der Träger hatte mich im Stich gelassen, aber ich habe einen andern gefunden.“

Und dann fühlte er, wie die Sänfte aufgehoben wurde. Sie durchschnitt den großen Hofraum und wendete rechts beim Hinausgehen. So ging es weiter bis auf den Quai des Orfèvres, der kleinen Rue de Harley gegenüber. Dort hielt die Sänfte, die Thür wurde ge-

öffnet und sein Freund Baudus stand vor ihm, bot ihm den Arm und sagte laut: „Sie wissen, Frau Gräfin, daß Sie noch einen Besuch beim Präsidenten zu machen haben."

Der Flüchtling stieg aus und die Sänfte mit Josephine und der alten Dutoit wurde weiter getragen. Baudus zeigte ihm mit dem Finger ein Cabriolet, das einige Schritte weiter in der kleinen düstern Straße stand. Lavalette stieg in den Wagen und der Kutscher sagte ihm: „Geben Sie mir meine Peitsche."

Er suchte vergebens, sie war hinausgefallen.

„Es schadet nichts!" sagte der Kutscher, zog die Zügel an und das Pferd begann in vollem Tritt zu laufen. Im Vorüberfahren sah Lavalette seine Tochter in der Sänfte. Sie hatte die Hände gefaltet und schien aus voller Seele zu Gott zu beten.

Sie fuhren über Pont St. Michel, durch die Rue de la Harpe, und bald hatten sie die Rue de Vaugirard, hinter dem Odeon, erreicht. Dort erst begann der Flüchtling aufzuathmen und sich dessen bewußt zu werden, was in seiner nächsten Nähe vorging. Zu seinem Erstaunen erkannte er in dem Kutscher einen Freund, den Grafen von Chassenon.

„Sie sind es?“ rief er bewegt. „Wie soll ich Ihnen danken!“

„Ja ich bin es,“ versetzte Graf Chassenon. „Und hinter Ihnen liegen vier wohlgeladene Pistolen. Ich hoffe, Sie werden nöthigenfalls Gebrauch davon machen.“

„Nein, um Gotteswillen, es ist Gefahr genug für Sie, ich will Sie nicht vollends in's Verderben stürzen.“

„Dann werde ich Ihnen mit gutem Beispiele vorangehen, und Wehe dem, der sich's einfallen läßt, uns aufhalten zu wollen!“

Sie fuhren bis auf den Boulevard neuf, in den Winkel der Rue Plumet. Dort hielt der Wagen still. Unterwegs hatte sich Lavalette seines Frauenanzuges entledigt und sich mit einem Jockeycarrick und einem runden Bortenhute bekleidet, die er auf dem Wagensitze vorfand. Er breitete sein weißes Taschentuch auf dem Spritzleder des Cabriolets aus, das war das mit Herrn Baudus verabredete Zeichen, um den richtigen Wagen in der Dunkelheit zu erkennen. Es währte auch nicht lange, so erschien Herr Baudus. Lavalette nahm mit dankendem Händedruck von Herrn von Chassenon Abschied und ging bescheiden als Bedienter hinter seinem Herrn her.

Neuntes Capitel.

Unterdessen horchte Frau von Lavalette hinter der spanischen Wand in der Kerkerzelle ihres Gatten mit hochklopfendem Herzen auf den immer weiter sich entfernenden Hall seiner Tritte. Sie zählte die Sekunden; jetzt mußte er an der Thür der Gerichtsschreiberei sein; sie hörte das Knarren derselben. Jetzt war er den Schließern gegenüber; der Inspektor würde im nächsten Augenblicke ihn anreden. Horch! war das nicht ein Schrei!? Er war entdeckt! Alles war verloren! — Nein, es blieb Alles still. — Jetzt mußte er an der Ausgangspforte sein. — Es waren zwei Minuten vergangen, gewiß, es war geglückt, er war hinausgelassen, ohne erkannt zu sein!

Der Inspektor kam! —

Wie Lavalette es vorausgesehen hatte, zog er sich wieder zurück, als er den Gefangenen nicht sah und ein Geräusch hinter der spanischen Wand hörte. Aber er kam nach ungefähr fünf Minuten wieder, und da er noch immer Niemand im Zimmer sah und dasselbe Geräusch hinter dem Schirm wiederholt wurde, kam er auf den Gedanken, die eine Ecke des Schirms bei Seite zu schieben.

Beim Anblick Emily's stieß er einen lauten Schrei aus und lief nach der Thür.

Frau von Lavalette lief ihm nach und klammerte sich an ihn.

„Warten Sie! Warten Sie!“ rief sie athemlos. „Lassen Sie meinen Mann gehen!“

Der Inspektor versuchte wüthend, sie abzuschütteln.

„Sie stürzen mich in's Verderben, Madame!“ schrie er.

Und mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung, die einen Theil seines Rockes in ihren Händen zurückließ, machte er sich frei und stürzte aus dem Zimmer, nach allen Seiten hinrufend: „Der Gefangene ist entflohen! Setzt ihm nach!“

Und händeringend und sich die Haare ausraufend,

kommt er zu dem Polizeipräfekten, der in die größte Bestürzung geräth.

Alle Gefangenwärter, alle Gensdarmen stürzen nach verschiedenen Directionen hinaus. Zwei der Ersten erreichen bald die Sänfte, die noch ruhig auf dem Quai des Orfèvres ihres Weges zieht. Als sie dieselbe öffnen, finden sie nur Josephine und die alte Dienerin darin und eilen fluchend weiter. Zwei Andere liefen in vollem Galopp an Herrn Baudus und seinem Jockey vorüber, ohne Ahnung, wie nahe ihnen der Flüchtling war, den sie verfolgten.

Es war acht Uhr Abends und der Regen ergoß sich in Strömen. Die Decembernacht war sehr dunkel und die Einsamkeit in dem Theile des Faubourg St. Germain, wo sie sich befanden, eine vollständige.

Lavalette, in seinen Gefängnißschuhen, ging sehr mühsam. Herr Baudus aber eilte so rasch vorwärts, daß der vermeintliche Jokey nur mit äußerster Anstrengung seine Distanz behaupten konnte. Bald verlor er einen seiner Schuhe, es mußte aber trotzdem weiter marschirt werden.

Endlich, nach einem Marsche von einer Stunde, den einen Fuß beschuht, den andern nackt, halbtodt vor

Anstrengung, schien der Flüchtling seinem Asyle nahe zu sein.

Herr Baudus hielt in der Rue de Grenelle, dicht bei der Rue du Bac, einige Augenblicke an und flüsterte: „Ich werde gleich in ein Hotel eintreten; während ich mit dem Schweizer spreche, gehen Sie voran in den Hof. Links werden Sie eine Treppe finden; steigen Sie dieselbe hinauf bis zur obersten Etage, so hoch Sie kommen können. Gehen Sie in den dunkeln Corridor rechter Hand hinein, hören Sie, rechter Hand! Ganz am Ende desselben liegt ein Haufen Brennholz; dort bleiben Sie stehen und warten."

Sie machten dann noch einige Schritte, in die Rue du Bac hinein, und eine Art von Schwindel ergriff den Flüchtling, als er Baudus an das Thor des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten klopfen sah, das damals der Herzog von Richelieu inne hatte.

Herr Baudus trat zuerst ein, und während er mit dem Schweizer sprach, der seinen Kopf aus seiner Loge gesteckt hatte, ging Lavalette rasch vorbei.

„Wohin geht dieser Mann?" rief der Schweizer.

„Es ist mein Diener," sagte Baudus ruhig.

Lavalette war unterdessen in den Hof gegangen, hatte die Treppe links gefunden und stieg bis zur dritten Etage hinauf. Der Corridor rechter Hand war da, er ging hinein bis an den Holzstoß. Kaum hatte er sich neben demselben hingestellt, als er das Rauschen eines Stoffkleides vernahm. Er fühlte eine warme Frauenhand auf seinem Arme, man drängte ihn sanft in eine offen stehende Thür hinein, die sich hinter ihm wieder schloß.

Er ging vorwärts auf einen Ofen zu, in welchem Feuer war, das einen unsichern Schein auf die nächste Umgebung warf. Als er seine von der naßkalten Luft fast erstarrten Hände auf den Fayenceofen legte, um sich zu erwärmen, fand er dort ein Licht und ein Paquet Zündhölzchen. Er begriff, daß er das Zimmer erleuchten durfte. Mit Hülfe einer Kerze untersuchte er seine neue Behausung.

Es war eine Mansardenstube von mäßiger Größe. Ein sehr sauberes Bett, eine Commode, zwei Stühle, ein Tisch und der kleine Fayenceofen war das ganze Ameublement. Auf der Commode lag ein Papier, auf dem geschrieben war: „Kein Geräusch. Oeffnen Sie das Fenster nur das Nachts, ziehen Sie Filzpantoffeln an und warten Sie mit Geduld.“

Neben diesem Papier fand er eine Flasche ausgezeichneten Bordeauxweins, mehrere Bände von Molière und Rabelais, und einen niedlichen Korb, der Schwämme, parfümirte Seifen, Mandelpaste und alle die kleinen Werkzeuge einer sorgfältigen Toilette enthielt. Diese zarten Aufmerksamkeiten und die feine Handschrift des Billets verriethen ihm, daß seine Gastfreunde mit der großmüthigsten Gesinnung elegante Sitten und feinen Geschmack verbinden müßten. Sollte der Herzog von Richelieu es sein, der dem Flüchtling ein Asyl gab? Unmöglich, nach dem, wie er sich Emily gegenüber gestern Abend geäußert! Freilich stand Herr Baudus mit dem Ministerium des Auswärtigen in Verbindung, aber sehr indirect. Lavalette hatte den Herzog von Richelieu nie gesehen; wie sollte er dazu kommen, dem Zorn seines Monarchen zu trotzen zu Gunsten eines Bonapartisten, eines als Verschwörer zum Tode Verurtheilten."

Er saß tief in diese Reflexionen versenkt, als sich leise die Thür öffnete und er sich in den Armen des Herrn Baudus fand.

Nach dem ersten leidenschaftlichen Ausbruch des Dankes und der Freude begannen Lavalette's Fragen.

Baudus unterbrach ihn lächelnd.

„Ich verstehe Sie,“ sagte er, „aber beruhigen Sie sich, beim Herzog von Richelier sind Sie nicht. Ich will Ihnen Alles erzählen. Vorgestern, nachdem sie bei der Herzogin von Angoulême den vergeblichen Versuch gemacht hatte, ließ mich Frau von Lavalette zu sich rufen. Nachdem die Domestiken hinausgeschickt und die Thüren wohl verschlossen waren, sagte Sie mir: „Ich will meinem Mann zur Flucht verhelfen, da er nicht begnadigt werden wird. Aber ich weiß nicht, wo er ein Asyl finden könnte. Meine Verwandten, meine Freunde sind alle außer Stand, mir einen solchen Dienst zu erweisen. Ich wende mich vertrauensvoll an Sie; verschaffen Sie mir Mittel, ihn zu verbergen, und er wird morgen frei sein!“

„Diese Aufforderung kam mir ganz unerwartet und setzte mich in große Verwirrung. Sie wissen, lieber Freund, ich bin Junggesell, Sie bei mir, in einem Hotel garni, wo dreißig Personen logiren, zu verbergen, war ein Ding der Unmöglichkeit. Das sagte ich auch Frau von Lavalette.

„Denken Sie nach,“ sagte sie, „es ist durchaus nothwendig, Sie müssen finden, was ich suche.“

„Endlich kam mir ein Gedanke.

„Geben Sie mir zwei Stunden Zeit, Frau Gräfin," sagte ich ihr, „die innigste Freundschaft verbindet mich mit einer Familie, die das Unglück kennen gelernt hat und die von den reinsten Gefühlen der Menschenliebe beseelt ist. Vielleicht werden wir dort Hülfe finden.

„Ihr Auge blitzte auf.

„Gehen Sie, gehen Sie rasch zu Ihren Freunden, bat sie. Beschreiben Sie ihnen meine Lage. Sie schenken mir das Leben, wenn sie meinen Gatten verbergen."

„Ich wollte etwas über ihren Plan wissen, aber sie drängte mich angstvoll fort.

„Nein, nein, nicht jetzt, ich werde Ihnen Alles sagen, wenn Sie zurückkehren. Aber zuerst müssen Sie zu ihren Freunden gehen."

„Ich verließ sie dann und ging rasch hierher —"

„Hierher?" unterbrach ihn Lavalette, der in höchster Spannung horchte.

„Warten Sie, keine Ungeduld, Sie sollen Alles erfahren.

„Aber sagen Sie mir nur erst, bei wem bin ich denn?"

„Sie sind bei Herrn Bresson, Chef der Fonds des Ministeriums des Auswärtigen."

„Bresson?" wiederholte Lavalette ganz erstaunt. „Ich glaube, ich habe ihn einmal gesehen, vor fünfzehn Jahren, als ich nach Dresden abreiste, vielleicht später, bei meiner Rückkehr auch noch einmal. Interesse für mich kann es nicht sein, was ihn bewogen hat, sich in Gefahr zu begeben, um mich zu retten. Ist es Anhänglichkeit an den Kaiser?"

„Ich bezweifle," sagte Baudus, „so viel ich weiß, hat er weder für die Persönlichkeit noch für das Regiment Napoleons jemals große Sympathien gehegt. Es ist nur ein hochherziges Gefühl der Menschenliebe und ein muthvoller Protest gegen die politischen Verfolgungen, unter denen er selbst früher gelitten hat. Haben Sie seine Geschichte nie gehört. Als Deputirter des Convents, hatte sich Herr Bresson mit großer Energie gegen den Prozeß Ludwigs XVI. und das Urtheil ausgesprochen. Er stimmte gegen den Tod des Königs und bald darauf wurde er geächtet und mußte fliehen. Seine Frau und er fanden ein Asyl tief in den Vogesen, bei braven Leuten, welche während zweier ganzer Jahre das unglückliche Paar verbargen, trotzdem ihnen der Tod sicher war, wenn man erfuhr, daß sich Geächtete bei ihnen versteckt hatten. Madame Bresson hat damals das Ge-

lübde gethan, sie wolle, wenn die Vorsehung sie so begünstigen würde, daß sich ein wegen politischer Verbrechen Verurtheilter an sie um Hülfe wendete, Alles aufbieten, ihn zu retten, zum Dank für ihre und ihres Gatten eigene Rettung.

„Ich ging also zu ihr," fuhr Baudus fort.

„Ihr Wunsch ist erhört, Madame, sagte ich und erzählte Ihre Geschichte und den Entschluß Ihrer Gattin.

„Er möge kommen!" erwiderte Madame Bresson voll Enthusiasmus. „Mein Mann ist nicht zu Hause, aber ich habe nicht nöthig, ihn zu consultiren, ehe ich ein gutes Werk thue. Er theilt ganz meine Gefühle. Ich werde ein Zimmer zurecht machen, wo der Unglückliche in Sicherheit sein wird. Eilen Sie, um Frau von Lavalette zu benachrichtigen."

„Ich ging dann rasch zurück zu Ihrer Frau, und jetzt machte sie mich mit ihrem Plane bekannt. Ich hörte sie stillschweigend an, denn es war nicht der geeignete Moment, um Einwendungen zu machen. Sie sprach sich so bestimmt, mit so fester Zuversicht aus, sie war so fest überzeugt von dem Erfolg, daß ich mich mit Eifer bei allen Details der Unternehmung betheiligte. Aber wir bedurften einer Privatequipage; mit Frau

von Lavalette's Bewilligung suchte ich den Grafen von Chassenon auf, den ich als einen Mann von Entschlossenheit und Aufopferungsfähigkeit kannte.

„Und so sind Sie sicher entkommen, durch eine Art von Wunder; denn ich begreife noch nicht, wie es möglich war, daß Ihnen die Flucht gelang."

Lavalette streckte ihm mit Augen voll Thränen beide Hände entgegen.

„Wie soll ich Ihnen danken! Wie viel edle Herzen haben sich vereinigt für mich!"

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen," fuhr Baudus fort, „nachdem Beide ihre Bewegung niedergekämpft, wie über Alles wichtig für unsere großmüthigen Freunde es ist, daß man niemals erfährt, wer Ihnen ein Asyl gegeben hat. Die ganze Familie wäre verloren — Herr Bresson besitzt kein Vermögen und bedarf seines Amtes; er hat eine Tochter und zwei Neffen zu versorgen. Beamter, in einem königlichen Hause wohnend, mit dem Vertrauen seines Ministers beehrt, macht er sich keine Illusionen darüber, daß sein Verfahren nicht in der Ordnung ist. Aber auf der andern Seite ist er von Ihrer Unschuld überzeugt. Und was sind alle diese Bedenken, wenn man sie gegen ein Menschenleben wägt?!

— Jetzt müssen wir noch überlegen, wie wir es anfangen, Sie über die Grenze zu schaffen, was nicht sehr leicht sein wird. Indessen, das Wichtigste ist geschehen, die Vorsehung wird ihr Werk nicht unvollendet lassen."

Herr Baudus nahm Abschied und Lavalette blieb zwei Stunden allein, die er fast ohne sich zu bewegen auf einem Stuhl neben dem Ofen verbrachte. Auf die gewaltige Aufregung war eine so tiefe Abspannung gefolgt, daß er kaum die Fähigkeit hatte zu denken. Gegen elf Uhr öffnete sich noch einmal leise seine Thür und er sah eine Dame eintreten, begleitet von einem jungen Mädchen im Alter Josephine's. Die Dame war sehr elegant gekleidet und ihr Gesicht war mit einem Schleier bedeckt. Sie eilte auf ihn zu, der unwillkürlich aufgesprungen war und ihr die Arme entgegenbreitete, und warf sich aufschluchzend um seinen Hals, und auch das Kind, das sich schüchtern an der Seite der Mutter hielt, weinte.

Im nächsten Augenblicke richtete sie sich wieder auf und sagte mit tiefbewegter Stimme: „Willkommen unter unserm Dache! Herzlich willkommen!"

„Im Namen des Himmels, Madame," sagte der Flüchtling erschüttert, „heben Sie den Schleier, damit

ich endlich die Züge des Engels sehe, dem ich meine Rettung verdanke."

„Wir kennen uns nicht," sagte die Dame sich entschleiernd, „aber ich bin glücklich, daß ich an der Heldenthat der Frau von Lavalette habe Theil nehmen können."

Wirklich hatte Lavalette Madame Bresson niemals gesehen, aber beim Anblick ihres milden, edlen Gesichts, das so viel Geist wie Güte verrieth, war es ihm, als hätte er sie Jahrelang gekannt. Und sein Herz strömte über in innigen Dankesworten.

Die Dame hatte sich schnell gefaßt und suchte dem aufregenden Gespräch eine beruhigende Wendung zu geben. Sie hatte bei ihrem Eintritt eine Art von Terrine auf den Ofen gesetzt.

„Sehen Sie hier Ihr Souper," sagte sie lächelnd. „Sie werden nicht besonders speisen; wir sind genöthigt, uns selbst zu bestehlen, um Sie zu sättigen. Ich möchte keinem unserer Domestiken unser Geheimniß anvertrauen. Sie schlafen alle an diesem Corridor, und das anstoßende Zimmer ist von meinem Neffen Stanislaus Bresson bewohnt. Also dürfen Sie kein Geräusch machen des Morgens. Da dies Zimmer, wo Sie sind, niemals gebraucht wird, so könnte das geringste Geräusch, das

man drinnen hörte, uns Alle verderben. Machen Sie Ihr Bett und fegen Sie Ihr Zimmer selbst, das ist das Sicherste."

Nachdem Sie ungefähr eine Stunde mit dem Flüchtling sich unterhalten, verließ sie ihn, der noch immer nicht fähig war, seiner tiefen Rührung zu gebieten, mit dem herzlichen Wunsche, daß er die erste Nacht in der Freiheit sich erquickenden Schlafes erfreuen möge.

Kurz nachher kam Herr Bresson, um ebenfalls seinen Gast willkommen zu heißen. Er war ein schöner, großer Mann, mit sehr angenehmem und zugleich energischem Ausdruck des Gesichts. Lavalette war mit den Damen weich geworden, aber Herr Bresson verstand es ihn zu erheitern.

„Ich bin durch die Salons von Paris gelaufen," sagte er lachend, „vor allem durch die gewisser hoher Würdenträger. Sie können sich keinen Begriff machen von der Furcht und der Verwirrung; alle Gemüther sind in Aufruhr. In den Tuilerien geht diese Nacht Niemand zu Bette. Sie reden sich ein, Ihre Flucht sei das Resultat eines großen Complots, das bald ausbrechen werde. Man sieht Sie bereits an der Spitze der alten Armee auf die Tuilerien los marschiren, und

ganz Paris in vollem Aufstande, mit Barrikaden und Waffen. Ich würde mich nicht wundern, wenn man plötzlich den Truppen der Alliirten, die bereits aus Frankreich abmarschiren, Halt geböte. Die Polizei ist in einer Geschäftigkeit, daß ihr die Haare im Winde fliegen. Man spricht davon, die Barrièren zu schließen. Denken Sie sich einmal aus, wohin diese Maßregel führen kann! Die Milchmädchen können nicht herein morgen. Die Gevatterinnen werden keine Milch zum Kaffee haben! Ich kann Ihnen nicht sagen, welches Vergnügen mir diese Lamentationen machten, diese Phantasiebilder, diese Vermuthungen, wo Sie versteckt sein könnten! Wenn man wüßte, daß ich Sie unter meinem Dache habe!"

Während solcher Erzählungen untersuchte Herr Bresson sorgfältig das Mobiliar seines Schützlings und Alles, was man ihm gebracht hatte, ob auch nichts fehle zu seiner Bequemlichkeit. Die Commode war mit Wäsche und Kleidungsstücken von ihm angefüllt, die er Lavalette zur Verfügung stellte, was wieder zu heitern Bemerkungen Anlaß gab, da Herr Bresson um einen Kopf länger und um die Hälfte schmaler war als sein Gast.

Lavalette bat ihn um Bier, um einen fieberhaften Durst zu löschen, der ihn seit seiner Verurtheilung gequält hatte.

„Nein, mein lieber Herr Graf," war die Antwort, „Fruchtsaft und Zucker und Wasser sollen Sie haben, so viel Sie wollen, aber kein Bier. Wir trinken niemals Bier, es könnte auffallen. Ich habe die Geschichte des Herrn von Montmorin nicht vergessen, der entdeckt und auf's Schaffot geführt wurde, weil er ein Hühnchen gegessen hatte. Eine Nachbarin, welche die Knochen im Rinnstein fand, und welche wußte, daß die alte Frau, die ihn verborgen hatte, zu arm war, um Hühnchen zu essen, zog den Schluß daraus, daß sie einen Proscribirten versteckt habe, und denuncirte sie. Also Fruchtsaft, auch Wein, aber kein Bier. Ich bin ein alter politischer Flüchtling, wie Sie wissen werden, ich bin vorsichtig. Oeffnen Sie auch Ihre Fensterladen nicht weiter, als nöthig ist, um Licht zum Lesen zu haben. Sollten Sie sich erkälten, so stecken Sie um zu husten, Ihren Kopf in diesen Wandschrank.

„Aber jetzt, gute Nacht, mein theurer Herr Graf! Es ist zwei Uhr und Sie müssen ganz erschöpft sein durch Ihre eigenthümliche Promenade mit einem beschuhten und einem nackten Fuße. Gute Nacht und die schönsten Träume!"

Zehntes Capitel.

Trotz so vieler herzlicher Wünsche fand der Flüchtling keine Ruhe in dieser Nacht. Er fühlte die Gefahr noch immer wie ein Damoklesschwert über seinem Haupte und trotz der Müdigkeit wollte kein Schlaf in seine Augen kommen. Die größte Hälfte der Nacht stand er am halbgeöffneten Fenster und sog die frische Luft der Freiheit in seine Brust, die seit fünf Monaten nur die eingeschlossene, feuchtkalte Gefängnißluft geathmet hatte.

Sein Mansardenzimmer lag zu hoch, als daß er auf die Rue de Bac hätte hinuntersehen können, aber er hörte Alles mit vollkommener Deutlichkeit. Es erschreckte ihn, daß häufig Berittene durch die Straße sprengten, wahrscheinlich Gensdarmen, die ihn suchten.

Gegen Morgen trug die Erschöpfung den Sieg über die Unruhe davon, er fiel auf sein Lager und schlief ein. Zwei Stunden etwa mochte er geschlafen haben, als er durch ein Geräusch im Zimmer geweckt wurde. Erschrocken fuhr er in die Höhe und sah einen kleinen Mann vor sich, der im Zimmer umherging, Möbel arrangirte, fegte und Staub wischte, alles sehr leise und mit großer Vorsicht.

„Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?“ rief Lavalette.

„Ich bin der Kammerdiener des Herrn Bresson,“ war die Antwort des kleinen Mannes.

„Aber es war ja mit Ihrer Herrschaft verabredet, daß Niemand hier hereinkommen sollte.“

„Man hat die Ansicht geändert, und wenn Sie sich erheben wollen, mein Herr, bitte, so bemühen Sie sich in mein Zimmer, bis ich hier Alles in Ordnung gebracht habe.“

Lavalette erhob sich und der kleine Mann öffnete ihm diensteifrig eine Thür, die der seinigen gegenüber lag.

Als er allein war, sah sich der Flüchtling mit unruhigem Erstaunen in dem Zimmer des Kammerdieners um. Es schien ihm viel zu elegant für das

eines Domestiken. Ein Kamin, mit einer Pendule und Blumenvasen geschmückt, ein elegantes Bett fiel ihm auf. Ein Schrank am Kopfende des Bettes, in dem der Schlüssel steckte, enthielt Frauenkleider.

Was bedeutete das? Der kleine Mann war also verheirathet, seine Frau also wahrscheinlich auch unterrichtet von seiner Anwesenheit. Schon zwei Domestiken und ein Kind mit im Geheimniß, und im Hause des Ministers Richelieu! Es erschien ihm im höchsten Grade unvorsichtig.

Während er voll Unruhe nachsann, fühlte er plötzlich eine eigenthümliche Schwäche, ein Stillstehen des Herzens, ihn schwindelte und einen Moment darauf lag er ohnmächtig am Boden.

Er mochte eine halbe Stunde hülflos dagelegen haben, als der Kammerdiener hereinkam, um anzukündigen, daß sein Zimmer in Ordnung sei. Mit größter Mühe gelang es demselben, den Ohnmächtigen wieder zum Bewußtsein zu bringen und ihn in's andere Zimmer, auf sein Bett, zu schleppen.

„Um Gotteswillen, mein Herr," flüsterte der kleine Mann ängstlich, suchen Sie sich aufrecht zu halten, denn vor Abend können Herr und Madame Bresson nicht

kommen. Ich werde wiederkommen wenn ich kann. Aber ich beschwöre Sie um Alles in der Welt, werden Sie nicht krank, denn wie sollten wir es möglich machen, Sie durch einen Arzt besuchen zu lassen!"

Der Flüchtling fühlte lebhaft die Wahrheit dieser Bemerkung

„Wenn ich stürbe," dachte er, „was wollten sie mit meiner Leiche beginnen.?!"

Das Geschrei eines Ausrufers draußen auf der Straße brachte einige Abwechselung in seine entmuthigenden Gedanken; er glaubte seinen Namen verstanden zu haben, und erhob sich vom Bette, um an's Fenster zu gehen und zu horchen. Aber sobald er aufgestanden war, kam das Sausen und Brausen vor seinen Ohren wieder, wie vorhin, als er ohnmächtig niederfiel, er konnte nichts deutlich verstehen von dem, was der Mann ausrief. Er legte sich wieder hin, und es währte vier tödtlich lange Stunden ehe ein Zweiter sich hören ließ. Diesmal war es eine Frau und die scharfen, klaren Laute ihrer Stimme ließen die Worte bis zu seinem Ohre dringen: „Lavalette . . . Miether . . . Eigenthümer . . ."

Es war also ohne Zweifel eine Verordnung, die sich auf seine Flucht bezog. Wahrscheinlich wurden strenge Strafen Allen angedroht, die ihm Asyl geben würden, und Belohnungen denen versprochen, die ihn anzeigten. Das Erste beunruhigte ihn nicht so sehr wie das Zweite; wer konnte wissen, ob nicht unter diesen Domestiken sich Einer fände, den der Gewinn reizte, ihn zu denunciren!

Der Tag verging unter diesen beängstigenden Gedanken, die er vergeblich durch Lectüre zu verscheuchen suchte. Weder Molière noch Rabelais entsprachen seiner Stimmung, er war nicht zum Lachen aufgelegt. Endlich, gegen sechs Uhr Abends, er war noch ohne Licht, kam eine Dame herein, die sich zu Füßen seines Bettes niedersetzte und sich ganz leise nach seiner Gesundheit erkundigte.

Lavalette beeilte sich, sie zu beruhigen und dankte ihr auf's Neue für alle ihre Güte.

„Ich bin nicht Madame Bresson,“ erwiderte die Dame, „ich bin ihre Kammerfrau. Madame kann erst in einigen Stunden erscheinen; aber sie hatte erfahren, daß Sie leidend wären und wollte wissen, wie es Ihnen erginge.“

„Noch eine Mitwisserin mehr!“ dachte der Flüchtling seufzend. „Gott gebe, daß all dies Vertrauen gut ausfällt, aber ich bezweifle es.“

Endlich kam Madame Bresson selbst und machte diesen Besorgnissen ein Ende.

„Wir haben es sicherer gefunden,“ sagte sie, „dem Kammerdiener und seiner Frau Alles zu sagen, weil sie Ihnen gegenüber wohnen. Trotz aller Ihrer Vorsicht könnten sie etwas hören, darüber erschrecken, mit ihren Kameraden davon sprechen; es war besser, ihnen die Zunge zu binden dadurch, daß man sie ins Geheimniß zog. Diese Leute sind vom ehrenhaftesten Charakter, die Frau besonders, eine Protestantin von sehr guter Erziehung, weit über ihren Stand gebildet und mehr Freundin als Dienerin für mich. Beide sind seit zwanzig Jahren in unseren Diensten und würden ihr Leben für uns lassen. Sie können also ganz ruhig über diese Mitwisser sein. Wir haben sogar beschlossen, unsern Neffen Stanislaus von der Sache zu unterrichten, denn er wohnt dicht neben Ihnen. Ich werde ihn nachher herüberholen.“

Lavalette erkundigte sich nach dem, was der Ausrufer gewollt habe.

„Es ist nichts,“ sagte sie, „als eine alte Verordnung von 1793, über die alle Welt lacht, denn es herrscht eine unglaubliche Freude in Paris über Ihre Flucht, Frau von Lavalette wird bis in die Wolken erhoben. Nichts ist pikanter, als die Redensarten der Frauen aus dem Volke, namentlich der Damen der Hallen, anzuhören. Im Theater, wo ich war, wurden die leisesten Anspielungen mit wahrer Wuth ergriffen, und wehe der Regierung, wenn sie sich's einfallen ließe, diese Ausbrüche des Entzückens, denen sehr viel Haß zum Grunde liegt, zu unterdrücken! Ihre Agenten würden schwerlich ihres Lebens sicher sein. Die Polizei flößt mir beinahe Bedauern ein, so freuen sich die Leute über die Verzweiflung derselben, die mit allem Suchen nichts findet. Die Barrieren sind wirklich geschlossen. Während der verflossenen Nacht hat man Haussuchungen bei allen Ihren Freunden und Bekannten, selbst bei Personen, die in keiner andern Verbindung als durch Ihr früheres Amt zu Ihnen stehen, vorgenommen, natürlich ohne alles Ergebniß.“

„Aber der Anzug meiner Frau, den ich im Cabriolet des Grafen Chassenon zurückgelassen?“ fragte Lavalette besorgt.

„Den haben Frau von Vandeuil und Frau von Vaudemont zertrennt, das Pelzfutter unter einen andern Mantel genäht und den Merinoüberzug stückweise im Kamin der Fürstin verbrannt."

„Und haben Sie nichts von meiner armen Emily gehört? Wie ist es ihr bei der Entdeckung, daß ich entflohen sei, ergangen? O, Gott, ich zittere, daß die Arme für ihre heldenmüthige Aufopferung — —"

„Darüber seien Sie ruhig," unterbrach ihn Madame Bresson hastig; „Frau von Lavalette ist in den Zimmern der Frau des Polizeipräfecten, wird mit Achtung und Aufmerksamkeit behandelt und sehr bald in Freiheit gesetzt werden."

„Sie nehmen eine Bergeslast von meinem Herzen!" rief Lavalette auf's Höchste erfreut. „Ich kam mir wie ein elender Feigling vor, daß ich das Opfer angenommen, daß ich die zarte Frau statt meiner in den Händen dieser brutalen Menschen zurückgelassen hatte. O, meine Emily ist ein Engel, sie ist die Krone ihres Geschlechts. Es wäre eine Schande, eine unauslöschliche Schande für das Gouvernement, wenn dieser Frau etwas zu Leide geschähe für ihre beispiellose Heldenthat!"

Madame Bresson mußte ihre Augen abwenden vor

dem strahlenden Blicke des Flüchtlings; sie hatte, um ihn zu beruhigen, falsch berichtet, es ging Emily nicht gut, sie wurde nicht mit Achtung und Aufmerksamkeit als Gast des Polizeipräfecten behandelt, sondern mit der größten Strenge als Gefangene. Man hatte sie in das Gefängniß, das früher der Marschall Ney bewohnte und das über dem ihres Gatten lag, eingeschlossen.

Das Fenster ging auf den Hof der weiblichen Gefangenen. Das lärmende Geschrei und Geschwätz dieser Unglücklichen, das den ganzen Tag nicht aufhörte, und die rohe und obscöne Sprache derselben war eine wahre Qual für die zarte, feine Frau. Sie wurde in der strengsten Abgeschiedenheit gehalten, man erlaubte nicht einmal ihrer Kammerfrau, zu ihr zu kommen, eine Gefangenwärterin bediente sie. Kein Brief von ihr konnte außerhalb der Thore des Gefängnisses gelangen, keiner von draußen bis zu ihr dringen. Von tausend Schrecknissen gequält, glaubte sie jedes Mal, vorzüglich des Nachts, wenn die Schildwachen abgelöst und die große Pforte geöffnet und zugeschlagen wurde, es sei ihr Gatte, den man ergriffen habe und zurückbringe.

Auch die arme Josephine ließ man büßen für den Antheil, den sie an der Rettung ihres Vaters genommen

hatte. Sie war am Abend in's Kloster zurückgekommen im freudigsten Entzücken und in einer so heftigen Gemüthsaufregung, daß die Oberin sie erstaunt befragte, aber aus den verwirrten Antworten des Kindes keine Klarheit über das Geschehene erhalten konnte. Als am andern Morgen die Nachricht von Lavalette's Flucht zu ihr gelangte, ergriff die fromme Frau eine große Furcht. Sie gebot dem jungen Mädchen strenge zu schweigen. Erst ganz vor Kurzem war es ihr gelungen, die Protection der Herzogin von Angoulême für ihre klösterliche Erziehungsanstalt zu erlangen; sie besorgte, diese kaum errungene Gunst wieder zu verlieren, wenn es verlautete, daß die Tochter des Entflohenen unter ihrem Dache weilte. Die Nonnen zogen sich von dem Kinde zurück, wie von einer Verpesteten. Und selbst die Eltern einiger Pensionärinnen trieben ihre Liebedienerei gegen den Hof so weit, daß sie der Oberin erklärten, sie würden ihre Kinder aus dem Kloster nehmen, wenn Josephine Lavalette darin bliebe.

Glücklicher Weise hatte der Flüchtling keine Ahnung von dieser niedrigen Rache, die an seiner Gattin und seinem Kinde genommen wurde. Die ersten zehn Tage lebte er ruhig in seinem Versteck, überhäuft von den

rührendsten Aufmerksamkeiten seiner liebenswürdigen Wirthe, die ihm täglich versicherten, er könne Monate lang dort bleiben, er werde ihnen auch nicht einen Moment zur Last fallen.

Aber Lavalette dachte nicht so. Herr Baudus, der ihn von Zeit zu Zeit besuchte, konnte ihm nicht verhehlen, daß die Nachsuchungen der Polizei noch immer mit demselben Eifer fortgesetzt wurden. Man war sicher, daß er die Grenze weder nach der Seite von Straßburg noch von Metz hin überschritten hatte. Der General Excelmans, der sich nach Brüssel gerettet hatte, schrieb, als er die Geschichte von Lavalette's Flucht in der Zeitung gelesen, nach Paris an seine Frau im Vertrauen, (in der Voraussicht, daß die Polizei den Brief lesen werde) er komme soeben von einem Souper, bei dem der Geflüchtete sich befunden habe. Die Anekdote wurde mit Geschick in Umlauf gesetzt, aber die Polizei ließ sich nicht dadurch fangen; die Nachforschungen in Paris wurden fortgesetzt. Die Ueberwachung seiner Freunde wurde mit einem Eifer betrieben, den die Aussicht auf eine reiche Belohnung für die Wiedereinbringung des Flüchtlings bei den Polizeiagenten immer wach erhielt.

„Mir ist diese Hartnäckigkeit der Polizei unbe=

greiflich," sagte Herr Bresson. „Zehn Tage sind vorüber, man sollte meinen, die erste Wuth müßte sich gelegt haben. Statt dessen scheint der Verfolgungseifer mit jedem Tage zu wachsen.

„Das hat seinen besonderen Grund," sagte Baudus, „der Generalsecretair des Polizeiministeriums, Bertin de Beaux, hat ihn mir verrathen. Der Partei der Ultra's, die, königlicher als der König, Alles wieder auf den Punkt vor 1789 zurückzudrehen sucht, ist der Polizeiminister Decazes, obschon er wie alle Renegaten übermäßigen Eifer für seinen neuen Herrn entwickelt, doch immer der alte Bonapartist, der Secretair von Madame Lätitia. Sie möchten den „Roturier," den „Vilain" beseitigen, um einen Ultra vom reinsten Wasser an seine Stelle zu setzen. Diese Partei beschuldigt den Minister direct, daß er Ihre Flucht begünstigt habe aus alter Freundschaft und aus dem Wunsche, sich Louis Bonaparte, der Königin Hortense und dem Prinzen Eugen angenehm zu machen und sich einen Anspruch auf Dankbarkeit der ganzen napoleonischen Familie zu sichern, im Falle die Dinge nochmals eine andere Wendung nehmen sollten. Herr Decazes hat dies erfahren, und weil er fürchtet, daß diese allerdings sehr grundlose Beschuldigung bis

zum Könige gelangen und seiner Stellung zu demselben schaden könne, verdoppelt er fortwährend seine Anstrengungen, Ihrer wieder habhaft zu werden."

„Und deshalb muß ich baldmöglichst aus Paris zu entkommen suchen," fiel Lavalette mit einem Seufzer ein. „Aber auf welche Weise?"

Pläne auf Pläne wurden ersonnen, aber alle erwiesen sich als unausführbar. Sich noch einmal als Frau zu verkleiden und zu versuchen, ob er einen Hafenplatz erreichen könne, von wo ihn Schmuggler nach England überführen könnten, erschien ihm mit Recht zu abenteuerlich. Eines Tages kam Baudus mit der Nachricht, ein russischer General habe sich erboten, ihn mitzunehmen. Er solle bei Nacht in den Gasthof kommen, wo der Russe wohnte, und könne dann in dem Fond seiner großen Reisecalesche versteckt die Barrieren ohne Gefahr passiren. Dafür verlangte der russische General aber zuerst achttausend Franken zur Bezahlung seiner Schulden und dann die Bestreitung aller Reisekosten von Seiten des Flüchtlings. Das Geld wurde herbeigeschafft, aber als der Russe, der wissen wollte, wer der Mann sei, den er retten solle, den Namen Lavalette hörte, zog er sich zurück, aus Furcht, nach Sibirien ge-

schickt zu werden bei seiner Ankunft in der Heimath, falls die Sache entdeckt würde.

Der beste Plan war, ihn unter ein Bataillon Baiern zu stecken, das gerade im Begriff war, Frankreich zu verlassen. Der Offizier, der sie commandirte, würde ohne Zweifel mit Freuden den Verwandten und Freund des Prinzen Eugen, des Schwiegersohns des Königs von Baiern, gerettet haben. Lavalette kannte den König von Baiern nicht allein persönlich, sondern war ein besonderer Günstling des alten jovialen Herrn, dem er bei einem früheren Aufenthalte desselben in Paris in seiner damaligen dienstlichen Stellung viele Gefälligkeiten erwiesen hatte. Aus diesem Grunde hatte er nicht zu befürchten, daß dem bairischen Offizier Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten.

Aber der Plan war so gut, daß er der Polizei auch eingefallen war, und die bairischen Truppen wurden so bewacht, die Offiziere so mit Spionen umgeben, daß gar nicht daran zu denken war, auch nur den Versuch zu machen.

Endlich, am achtzehnten Tage seiner Verborgenheit, kam Baudus, ganz außer sich vor Freude, zu seinem Freunde.

„Wir werden endlich reussiren," rief er, ihn stürmisch umarmend; „diesmal sind es Engländer die sich erbieten, Sie zu retten, und ich glaube sicher, daß es ihnen gelingen wird."

Die Fürstin Vaudemont hatte die Sache arrangirt. Sie wußte, daß Lavalette noch immer in Paris war, obgleich sie seinen Zufluchtsort nicht kannte, und mit jedem Tage in größerer Unruhe um ihn, suchte sie überall nach einem Befreier. Sie vertraute ihren Kummer einer Freundin, der Frau von Saint=Aignan, einer der geistvollsten Damen der Pariser Gesellschaft, deren muthvolle Herzensgüte unerschöpflich und unbegrenzt war.

„Ist der Unglückliche noch in Paris?" rief Frau von Saint=Aignan erschrocken. „O, sicher müssen wir ihn retten, es wäre eine Schande für uns Alle, wenn die Aufopferung seiner edlen Frau nutzlos gewesen wäre. Und wenn ich ihn selbst in meinem Wagen über die Grenze bringen sollte, seine gefahrvolle Lage muß ein Ende nehmen. Es giebt ja so viel Menschen, die Theil an ihm nehmen; ganz Paris, die Prinzen und die Ultra's allein ausgenommen, würde ihm mit Freuden Hülfe zum Entkommen leisten, wir werden sicher Jemand finden, der uns beisteht.

In diesem Augenblicke meldete der Diener: Mister Bruce!

„Mr. Bruce!“ wiederholte Frau von Saint=Aignan erfreut, „das ist ein deus ex machina. Er hat sich Mühe gegeben, den Marschall Ney vom Tode zu retten. Es ist ihm nicht geglückt; desto eher wird er bereit sein, Lavalette zu helfen. Und als Engländer hat er weniger als alle Andern von den Argusaugen der Polizei zu fürchten.“

„Mr. Bruce kennt ihn,“ fiel die Fürstin Vaudemont lebhaft ein; „er war bei der Königin Hortense eingeführt und muß dort häufig mit Herrn und Frau von Lavalette zusammengetroffen sein. Wir wollen ihn sondiren.“

Der junge Engländer trat ein und wurde von den beiden Damen sehr geschickt auf ihr Thema gebracht.

Ein Blumentopf mit blühenden Veilchen stand vor der Frau von Aignan und sie sagte scherzend, als der junge Mann den süßen Duft mit Behagen einsog: „Nehmen Sie sich in Acht, Mr. Bruce; wenn die Polizei erfährt, daß Sie die Veilchen lieben, werden Sie aus Paris verwiesen.“

Und als er verwundert aufblickte, fügte sie hinzu:

„Wissen Sie denn nicht, daß das Veilchen die Blume der Napoleoniden ist? Kennen Sie das geheimnißvolle Veilchen nicht?“

Mr. Bruce verneinte. Frau von Saint-Aignan schlug ein Album auf und reichte ihm ein Quartblatt, auf das ein Veilchenbouquet gezeichnet war.

„Strengen Sie einmal Ihren Scharfsinn an, dies Räthsel zu rathen. In diesem Bouquet sind Napoleon, der König von Rom, Marie Louise, die Königin Hortense und der Prinz Eugen versteckt.“

Der junge Engländer wendete die äußerst einfache Zeichnung verwirrt hin und her, er konnte nichts als Veilchen, Blüthen, Blätter und Knospen entdecken. Endlich kam ihm Frau von Vaudemont zu Hülfe.

„Die weißen Zwischenräume zwischen den Blättern und Knospen bilden die Profile der Gesichter. Sehen Sie, hier ist Napoleon, dies umgeschlagene Blatt bildet auf's Natürlichste sein weltbekanntes Hütchen. Hier diese Knospe umschließt das liebliche Gesichtchen des kleinen Königs von Rom.“

„Und hier ist die Herzogin von St. Leu!“ rief Mr. Bruce. „Das Veilchen ist ja wohl die Lieblingsblume der Königin von Holland?“

„Der Kaiserin Josephine,“ berichtigte Frau von Saint-Aignon. „Die Hortensie ist nach der Herzogin von St. Leu benannt. Sie waren ja oft in St. Leu, Mr. Bruce; die prachtvollen Hortensien, mit denen die Treppe eingefaßt war, müssen Ihnen aufgefallen sein.“

Mr. Bruce erinnerte sich; er erinnerte sich auch, als es Frau von Saint-Aignan erwähnte, daß er eines Tages die Königin Hortense und ihre schöne Cousine, die Gräfin Lavalette, in die Lieblingsfarbe der erstern, das zarte, bläuliche Hellroth, gekleidet gesehen habe.

„Der Gräfin Lavalette, mit ihrem klaren, durchsichtigem Taint und den wundervollen dunkelblauen Augen stand diese Farbe zum Entzücken,“ sagte Frau von Saint-Aignan. „Mit ihrer schlanken, biegsamen Gestalt und dem sanften, mädchenhaften Ausdruck ihres schönen Gesichtes sah die reizende Frau wie ein Engel aus. Wer hätte denken sollen, daß dies zarte, schüchterne Wesen eine solche, alle Männer beschämende Energie, einen solchen besonnenen, ausdauernden Heldenmuth entwickeln könne!“

Das Auge des jungen Engländers flammte enthusiastischer auf und er sprach in beredten Worten seine

Bewunderung für die edle Frau aus, die Alles an die Rettung ihres Gatten gewagt hatte.

„Selbst die Geschichte des Alterthums bietet kein Seitenstück zu dieser Aufopferung,“ rief er warm. „Ich selbst habe die todtenblasse Frau wie ein Bild des Schmerzes auf der Steintreppe vor den Fenstern dieser steinharten Herzogin von Angoulême sitzen sehen. Wahrlich, wenn unter uns Engländern noch ein Funken von Sympathie für diese Bourbons geglimmt hätte, dies abscheuliche Verfahren gegen den unschuldigen Grafen Lavalette sowohl wie gegen seine hochherzige Frau müßte ihn völlig ausgelöscht haben. Daß man diese Heilige wie eine gemeine Verbrecherin einkerkert, ist der Gipfel der Barbarei. Ich kenne das Gefängniß, in welchem sie schmachtet, der Marschall Ney, den sie auch so schändlich gemordet haben, hat in demselben finstern, sonnenlosen Loche vier Monate zugebracht. Es wäre kein Wunder, wenn die zarte, durch so furchtbare Seelenleiden und so unerhörte Anstrengungen auf's Aeußerste angegriffene Frau einer solchen grausamen Behandlung unterläge.“

„Das Schlimmste ist,“ fiel Frau von Vaudemont mit Thränen in den Augen ein; „daß die unglückliche

Frau noch immer in der Angst schweben muß, daß ihre Aufopferung vergebens gewesen und daß man ihren Gatten doch noch auf's Schaffot schleppen wird. Lavalette ist noch immer in Paris, ich fürchte, die Polizei ist bereits auf seiner Spur. Und es ist eine Unmöglichkeit, ihn unentdeckt aus den Thoren und in Sicherheit zu bringen."

„O, das müßte doch möglich sein!" rief Bruce.

„Alle Pläne, die bis jetzt ersonnen worden, ihn aus Paris und über die Grenze zu bringen, haben sich als unausführbar erwiesen," sagte die Fürstin, und erzählte von den Baiern und dem russischen General.

„O, es wäre ja ganz leicht," fiel der junge Engländer wieder ein. „Irgend ein hoher englischer Offizier könnte ja, wenn der Graf Lavalette englische Uniform anzöge, ihn, meinetwegen bei hellem Tage, in seinem Wagen aus der Stadt bringen."

„Sollte wirklich einer Ihrer Landsleute dazu geneigt sein?" fragten beide Damen zugleich.

„Nicht nur Einer, gewiß Zwanzig, Hundert. Ich selbst würde mich sofort erbieten, wenn mich nicht die Polizei, seit ich mich für Ney's Begnadigung bemüht habe, mit einer nur zu schmeichelhaften Aufmerksamkeit

behandelte. Aber ich will, wenn Sie damit einverstanden sind, noch heute mit meinem Verwandten, dem General Robert Wilson sprechen. Er ist in einer solchen Empörung über die Bourbons, daß es für ihn eine Wonne sein wird, gegen dieselben eine hübsche, eindringliche Malice ausüben zu können. Und der Graf Lavalette erregt eine so allgemeine Theilnahme unter allen Männern von Herz und Ehre, daß Jeder mit Vergnügen zu seiner Rettung die Hand bieten wird."

Die Damen gaben ihm freudig die Erlaubniß, sich dem General Wilson anzuvertrauen, und dieser, der ebenfalls vergeblich sich für den Marschall Ney verwendet hatte, ergriff mit Enthusiasmus die Gelegenheit, sich durch Lavalette's Befreiung zu revanchiren. Er verlangte nicht mehr als zwei Tage für die Vorbereitungen.

Lavalette erhielt durch Herrn Baudus sehr ausführliche Instructionen über seine Verkleidung. Der Schnurrbart mußte abgeschnitten und der Backenbart ganz so arrangirt werden, wie ihn die englischen Offiziere trugen. Dann mußte er einen Ueberzieher haben mit Knöpfen der englischen Garde; die Uniform und die Perrücke nebst Kopfbedeckung sollte ihm im Moment der Abreise geliefert werden

Nun wurde Rath gehalten, wie dieser Ueberzieher zu beschaffen sei. Natürlich mußte er von einem englischen Regimentsschneider gemacht werden, aber dieser mußte das Maß haben. Stanislaus Bresson übernahm es, ihm dasselbe zu liefern. Er schnitt es aus dem schönsten weißen Papier, aber statt der Kerben, wie sie die Leute vom Fach zu machen pflegen, schrieb er mit ganz ausgezeichnet sauberer Handschrift: „Länge des Vorderarms, Breite der Brust," u. s. w. Ganz stolz auf sein Werk, ging er kühn damit zum Schneider des englischen Garderegiments. Dieser versprach, das Kleidungsstück prompt zu liefern, bemerkte aber dabei, das Maß sei nicht durch einen seiner Collegen genommen worden. Diese Bemerkung erschreckte den General Wilson und dem Schneider wurde gesagt, der englische Quartiermeister, für den der Ueberzieher bestellt sei, müsse schleunigst abreisen, er möge die Anfertigung nur unterlassen. Und Herr Stanislaus nahm sein schönes Maß wieder mit nach Hause.

Jetzt ging Herr Bresson aus, einen fertigen Ueberzieher zu kaufen. Als er ihn triumphirend nach Hause brachte, fand es es sich, daß er ihn seiner langen, schlanken Figur entsprechend ausgesucht hatte, und daß er für Lavalette viel zu lang und zu enge war.

Schlimmer war es, daß der Flüchtling keine Stiefel besaß. Die vereinigte Einbildungskraft aller Freunde und Freundinnen reichte nicht aus, ihm solche zu verschaffen. Er mußte sich mit denen Herrn Bressons begnügen, die um ein Viertel zu lang waren und in denen er kaum gehen konnte. Alle diese kleinen Hindernisse und Unmöglichkeiten gaben Stoff zum heitersten Gelächter oben in dem heimlichen Mansardenstübchen.

Endlich, am 9. Januar 1816, um acht Uhr Abends, nahm Lavalette Abschied von seinen liebenswürdigen Wirthen. Alle waren auf's Tiefste bewegt, besonders der Flüchtling, der so wenig Hoffnung hatte, die edlen Menschen, denen er das Leben und die Freiheit verdankte, jemals wiederzusehen.

Die Herren Bresson und Baudus führten ihn in den Winkel der Rue Grenelle, wo Lavalette noch einmal den getreuen Chassenon und sein Cabriolet wiederfand.

Auf dem Wege zu der Wohnung des englischen Offiziers, der ihn diese Nacht beherbergen sollte, mußten sie an den Tuilerien vorüberfahren; Lavalette konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als er an der langen Reihe von Schildwachen und an den illuminirten Fenstern des Schlosses vorbeikam, das von den Leuten gefüllt war,

die vor Wuth vergingen, daß er ihren Händen entgangen, und die nicht ahnten, daß er auf fünfzig Schritt an ihnen vorüberfuhr.

Das Cabriolet hielt in der Rue du Helder, nahe am Boulevard. Lavalette stieg aus und sagte dem treuen Chassenon Lebewohl. Dann stieg er langsam die Treppe hinauf bis zur ersten Etage.

Beim Geräusch seiner Tritte öffnete sich eine Thür der Treppe gegenüber, und ein hochgewachsener Mann mit einem vornehmen, echt englischen Gesichte, trat ihm entgegen, der sich ihm als General Robert Wilson vorstellte, ihn bei der Hand nahm und mit ihm in den Salon eintrat.

Zwei junge Offiziere empfingen ihn dort; General Wilson stellte den einen als den Eigenthümer des Zimmers, Capitain Hutchinson, vor, den andern als Lieutenant John Ellister. Den Dritten kannte Lavalette, es war der junge Bruce, mit dem er im vergangenen Winter häufig bei der Herzogin von St. Leu zusammengetroffen war.

Wenige Augenblicke später saßen die Herren um den Tisch gereiht, eine Bowle dampfenden Punsches vor sich.

Elftes Capitel.

Dies war am Sonntagabend. Am Donnerstag bemerkte einer der Polizeispione, die auf Lavalette fahndeten und die auch den General Wilson im Auge hielten, weil er sich durch seine Theilnahme für den unglücklichen Marschall Ney verdächtig gemacht hatte, daß in dem Hofe des Hotels, welches er bewohnte, der Reisewagen des Generals Wilson gewaschen wurde. Der Polizist ließ sich mit der Frau des Portiers in eine Unterhaltung ein und erfuhr von ihr, daß der General gestern Abend spät von einer dreitägigen Reise zurückgekehrt sei.

„Wohin war er denn gereist?“ fragte der Spion.

„Ich glaube, nach Mons,“ war die Antwort. „Wenn Sie es genau wissen wollen, müssen Sie den

kleinen Groom Sir Robert Wilsons fragen, er ist mitgewesen. Sie müssen aber englisch mit ihm sprechen, französisch versteht er nicht."

Pat, der kleine irische Groom, war ganz erfreut, als ihn der hübsche, große Herr in seiner heimischen Sprache anredete. Er war erst kurze Zeit in Frankreich und fand es höchst unangenehm, daß er mit keinem Menschen plaudern konnte. Er beantwortete alle Fragen des Polizeispions mit großer Bereitwilligkeit, und so erfuhr dieser bald, daß außer dem General Wilson noch ein anderer englischer Offizier im Wagen gewesen sei, der aber merkwürdiger Weise kein Wort englisch gesprochen habe. Die Beschreibung dieses sonderbaren Mannes glich auffallend dem Signalement Lavalette's. Erfreut über seine Entdeckung, berichtete der Spion sofort auf der Polizeipräfektur und erhielt den Auftrag, den kleinen Groom an sich zu ziehen, um wo möglich weitere Auskunft durch ihn zu erhalten. Es fand sich, daß Pat derjenige von Wilsons Domestiken war, der seine Briefe nach der englischen Gesandtschaft zu bringen pflegte. Man versprach ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er die Briefe zuerst nach der Polizeipräfektur brächte, und Pat ließ sich dazu bereden. Der erste Brief, den

er brachte, war an den Lord Grey adressirt, und sein Inhalt war so interessant, daß der Polizeiminister sofort, nachdem er die ersten Zeilen gelesen, aufsprang und nach den Tuilerien eilte, um sich bei dem Grafen Artois, dem Bruder des Königs, melden zu lassen.

Er fand in den Gemächern Artois' die beiden Söhne desselben, die Herzöge von Berry und von Angoulême. Letzterer rief ihm entgegen: „Was bringen Sie uns Gutes, mein lieber Herr Decazes?"

„Monseigneur," erwiderte der Polizeiminister mit seiner devotesten Verbeugung, „eine langersehnte Neuigkeit, authentische Nachrichten von dem entflohenen Grafen Lavalette."

„Graf Lavalette!" unterbrach ihn der Herzog von Berry polternd. „Wer hat denn diesen Monsieur Lavalette zum Grafen gemacht? Ich dächte, der bonapartische Carneval mit seinen Herzögen und Fürsten und Grafen à la Toussaint l'Ouverture wäre zu Ende."

„Reden Sie, Herr Polizeiminister," sagte der Graf Artois. „Also endlich, nach so unglaublich langer Zeit, hat die Polizei den Verschwörer entdeckt. Man muß sagen, übermäßig rasch und scharfsichtig hat sie sich in

dieser Angelegenheit nicht bewiesen. Was für eine Schrift ist es, die Sie in der Hand halten?"

„Ein Brief des englischen Generals Sir Robert Wilson an den Lord Grey, in welchem der General erzählt, daß er den Verbrecher in seinem Wagen aus Paris hinausgebracht habe."

„Aus Paris hinaus?!" riefen alle drei Prinzen zugleich. „Lesen Sie, was schreibt der unverschämte Engländer?"

Der Polizeiminister entfaltete den Brief und begann zu lesen:

„Mein theurer Lord!

Ich komme soeben von einer Reise von dreihundert- und fünfzig englischen Meilen zurück, deren erste Hälfte ohne Widerrede die interessanteste Tour bildet, die ich in meinem Leben gemacht habe. Es handelte sich für meinen Reisegefährten unmittelbar um Leben und Tod, und für mich um eine Verantwortlichkeit, die durch die erschwerendsten Umstände eine höchst bedenkliche wurde. Mein Gefährte, das Opfer eines, meinem Vaterlande gegenüber gewaltsam verletzten Vertrauens, rief meine Hülfe vom Fuße des Schaffots an; mit den heiligsten Anrechten an die Humanität verband er einen Charakter,

der ihm die allgemeinste Achtung aller Klassen der Gesellschaft erworben hat.

Es war am fünften dieses Monats, als ich, mit der gefährlichen Lage des Grafen Lavalette bereits bekannt, noch dazu erfuhr, seine Verfolger hätten in Erfahrung gebracht, er sei noch in Paris. Sie hätten bereits die Fährte ihres Wildes erspäht und verdoppelten ihre Anstrengungen, um sich ihres blutigen Triumphes zu versichern. Pardon sei durchaus nicht zu hoffen.

Der Opfermuth seiner herrlichen Frau und die wunderbaren Umstände der ersten Flucht Lavalette's hatten die Ungeheuer nur noch wüthender gemacht."

Hier stieß der Herzog von Berry einen zornigen Laut aus, der den eifrigen Vorleser, dem jetzt erst der verfängliche Ton des Briefes zum Bewußtsein kam, fast in Verwirrung gebracht hätte.

„Lesen Sie weiter," sagte der Graf Artois ruhig. „Wie kann es uns berühren, mein Sohn, was ein solcher bornirter englischer Ketzer und Demagoge sagt! Lesen Sie weiter, Herr Decazes!"

„Ich hatte darüber zu bestimmen," las der Polizeiminister mit höchst unbehaglichem Gefühle, „ob diese Wuth der Rache gesättigt werden, ob alle bisherigen

Anstrengungen vergebens gewesen, ob die Sache der Freiheit und der Humanität, die an sein Schicksal geknüpft ist, entehrt werden sollte durch seinen Untergang, oder ob diese verbrecherischen Hoffnungen getäuscht, ob England die Schande erspart werden solle, an einem neuen Morde Theil zu haben, und ob jeder anständige und unabhängige Mann in Europa wenigstens ein einziges Mal Gelegenheit haben solle, sich zu freuen in dieser Zeit der Trauer und der Niederträchtigkeit."

„Wie heißt der Mensch, der diesen unverschämten Brief geschrieben?" schrie der Herzog von Berry, dunkelroth vor Zorn.

„Ruhig, mein Sohn! Dieser Wilson, nannten Sie ihn nicht so, wird noch Gelegenheit finden, seine Freude für voreilig zu halten. Weiter, Herr Polizeiminister!" sagte Graf Artois.

„Ich zögerte nicht," las Decazes, „wenn ich geschwankt hätte, Sie würden mich, davon bin ich überzeugt, wegen meiner Schwäche getadelt haben, die mich der sich bietenden Gelegenheit, ein Beschützer der Unterdrückten zu sein, unwürdig gemacht hätte. Ich dachte nur an Eins, nämlich an die Mittel, den Erfolg der Unternehmung zu sichern. Das Geheimniß ward anfangs

dem jungen Bruce anvertraut, der aber ermächtigt war, es mir mitzutheilen. Sein freundschaftlicher Eifer für den Marschall Ney hatte ihn aber dem Hofe zu sehr verdächtig gemacht, als daß er nicht fürchten mußte, von der Polizei beobachtet zu werden. Obgleich äußerst geneigt, Alles zu wagen und zu unternehmen, fühlte er doch, daß seine thätige Theilnahme unseren Plan zum Scheitern bringen könne, ich entschloß mich deshalb, die Ausführung selbst in die Hand zu nehmen.

Es mußten jedoch einige Personen gefunden werden, um die nothwendigen Maßregeln zu erleichtern, und wir wählten Ellister und John Hutchinson vom fünften Garderegiment, wegen des Zutrauens, das wir zu ihrer Rechtlichkeit hatten. Wir beschlossen, daß der Flüchtling mit einer englischen Uniform bekleidet werden und daß ich ihn in einem englischen Cabriolet, selbst in Uniform, aus den Barrièren hinaus bringen solle. Ein Relais-pferd sollte in la Chapelle für mich bereit stehen, und von da aus wollte ich mich auf Compiègne, wohin Ellister sich mit meinem Wagen begeben würde, wenden, um Mons über Cambrai zu erreichen.

Auf meine Bitte und Verantwortlichkeit erhielt ich sehr leicht von Stuart Pässe für den General Wallis

und den Obersten Lossack, Namen, die deshalb gewählt waren, weil die Anfangsbuchstaben mit denen unserer wirklichen übereinstimmten. Die Pässe wurden auch gebührendermaßen durch den Minister des Auswärtigen visirt. Aber als man sie zur Unterschrift vorlegte, fragte einer der Secretaire Hutchinson, wer der Oberst Lossack sei?

„Der Bruder des Admirals,“ antwortete Hutchinson ohne Zögern.

Als diese wichtige Partie unserer Operation glücklich beendigt war, ging Ellister nach der Polizei mit dem Paß des Obersten Lossack — —“

„Das Ministerium des Auswärtigen und die Polizei!“ unterbrach der Herzog von Berry den Vorleser verbissen. „Man muß sagen, wir sind gut bedient!“

„Die Frechheit dieser Engländer ist bodenlos!“ setzte sein Bruder hinzu.

„Ellister verlangte auf den Paß des Obersten Lossack Postpferde,“ las der Polizeiminister weiter. „Und um jeden Argwohn abzuschneiden, nahm er ein Zimmer und eine Remise im Hôtel du Helder unter dem Namen des Obersten Lossack.

Bruce erfuhr glücklicherweise, daß die Brigade seines Vetters, des Generals Brisbane, in Compiègne

stand, und daß sein Adjutant Paris am andern Morgen dem siebenten des Monats, verlassen werde, um sich mit den Pferden und der Bagage Brisbane's, der sich damals in England befand, nach Compiègne zu begeben. Wir sahen ihn bei Bruce, und ich sagte ihm, daß ein ganz besonderer Umstand mich in die Nothwendigkeit versetze, mit einer Person, die unbekannt bleiben müsse, Compiègne zu passiren, und daß wir uns ein bis zwei Stunden dort aufhalten müßten in einem möglichst abgelegenen Quartier.

Der Adjutant antwortete sehr verbindlich, daß er uns vollkommen vertraue; daß zwar seine ganze Existenz von seiner Anstellung abhänge, daß er aber nicht zögere, uns einen Gefallen zu erweisen, zumal er sehe, wie sehr viel uns daran liege.

Ich gestehe, daß ich nur mit Widerwillen mich entschloß, einen solchen Mann mit in die Sache zu verwickeln, aber sie war von zu großer Wichtigkeit, als daß mich ein solches Bedenken hätte zurückhalten können. Ich hielt die Hoffnung fest, daß ich mich eines Tages, sei es persönlich oder durch meine Freunde, erkenntlich zeigen könnte für den Dienst, den er uns erwies. Hutchinson und Ellister nahmen noch außerdem alle

nöthigen Vorsichtsmaßregeln, um sich Pferde zu verschaffen und gingen am Abend vorher hinaus, um die Barrièren, die Stationen u. s. w. zu recognosciren.

Als nun alle Dispositionen getroffen und Alles in Ordnung war, wurde es definitiv beschlossen, daß Lavalette sich am Sonntag, dem siebenten, Abends um halb zehn Uhr präcise, zu Hutchinson begeben solle. Ich wollte am Sonntag Morgen um halb acht in Bruce's Cabriolet, gefolgt von meinem Bedienten, auf meiner wohlgesattelten Stute, ganz so, als wenn ich eine Inspection vornehmen wollte, vor Hutchinsons Thür halten. Hutchinson sollte zur Seite des Cabriolets reiten und mit uns sich unterhalten. Und im Fall Lärm entstände, sollte Lavalette sich auf Hutchinsons Pferd und ich mich auf meine Stute schwingen, um freier und rascher fortkommen zu können.

Ich hätte es jedenfalls vorgezogen, die Barrièren zu Pferde zu passiren, aber wir überlegten, daß unsere englische Manier, zu reiten, die Aufmerksamkeit auf uns lenken könnte. Und wenn wir bei hellem Tage, im offenen Wagen durch's Thor fuhren, gab dies zu viel Sicherheit kund, als daß die Polizei hätte Argwohn schöpfen können."

„Besonders unsere scharfsinnige Polizei,“ zischte der Herzog von Angoulême.

„Als die festgesetzte Stunde für die Abreise nahte, fanden wir uns, Bruce, Hutchinson, Ellister und ich, in Hutchinsons Wohnung zusammen, unter dem Vorwande, eine Bowle Punsch zu trinken. Dies war denn nun der Moment, der unseren Blicken einen Mann zeigen sollte, dessen Schicksal von dem Plane abhing, den wir für seine Rettung gemacht hatten, einen Mann, welcher der Gegenstand des ganzen Hasses und der ganzen Liebe der entgegengesetzten Parteien war, und der, wenn er entdeckt wurde, für uns die Ursache alles Uebels sein würde, welches Feinde sowohl wie in ihrer Hoffnung getäuschte Freunde uns zufügen könnten.

Bruce ging ihm bis zur Treppe entgegen, und alsbald ergriff Lavalette seine Hand, und wir sahen diese, des Antheils so würdige Persönlichkeit vor uns.

Lavalette trug eine blaue Uniform und war so wohl verkleidet, daß er selbst in dem Zimmer eines Engländers nichts Auffallendes zeigte.

Der Freund, der ihn hergeführt hatte, trat nicht mit ein, aber er übergab Hutchinson für den Flüchtling ein Doppelpistol, das ich jetzt als Andenken besitze.

Lavalette schien anfangs sehr bewegt, aber wir erlaubten ihm nicht, seiner Dankbarkeit freien Lauf zu lassen und reihten uns um den Tisch, wo wir uns bald so heiter und offen über die Politik des Tages unterhielten, als säßen wir in aller Sicherheit vor Spionen und Denuncianten in London.

Gegen Mitternacht zogen wir uns zurück und ließen unsern Schützling mit seinem Wirthe Hutchinson allein. Dieser bot ihm sein Bett an, Lavalette zog es aber vor, sich auf das Sopha zu legen, da er begreiflicher Weise keine Neigung hatte, sich dem Schlafe zu überlassen. Während sein Wirth bald im festesten Schlafe lag, beschäftigte sich der Flüchtling damit, ganz leise in dem Junggesellenquartier einen Winkel zu suchen, wo er sich verbergen konnte, wenn die Polizei ihnen eine Visite machen sollte. Aber es bestand nur aus zwei Zimmern und einem Cabinet und war durchaus nicht mit Möbeln überfüllt. Es wäre unmöglich gewesen, auch nur eine Viertelstunde lang den oberflächlichsten Nachsuchungen sich zu entziehen. Er öffnete das Fenster, um die Distanz bis auf das Pflaster zu messen. Sie war zu groß, um ihm die Hoffnung zu lassen, sich nach dem Sprunge aus dem Fenster mit ungebrochenen Gliedern

retten zu können, und nicht groß genug, um ihm auf der Stelle den Tod zu geben. Endlich erinnerte er sich des Doppelpistols, das ihm Graf Chassenon beim Abschied gegeben. Er legte es, nachdem er es mit Sorgfalt geprüft, unter sein Kopfkissen. Durch diesen Talisman beruhigt, schlief er wirklich ein.

Kaum mochte er eine Stunde geschlafen haben, als ihn ein Lärm und heftiger Wortwechsel vor der Hausthür aufweckte. Er setzte sich auf und horchte. Es handelte sich, das litt keinen Zweifel, um Eintritt in das Haus.

Augenblicklich weckte er seinen Zimmergefährten auf.

‚Ich glaube, ich bin entdeckt,‘ flüsterte er; ‚stehen Sie auf, ich bitte! Man will in's Haus eindringen.‘

Hutchinson stand auf und ging mit aller Ruhe hinaus. Nach fünf Minuten, die Lavalette sehr lang wurden, kam er zurück und sagte: ‚Es ist ein Streit der Portiersfrau mit einem französischen Offizier, der in der dritten Etage wohnt. Sie beklagt sich, daß er immer so spät nach Hause komme. Also lassen Sie uns ruhig weiter schlafen.‘

Sie können wohl denken, mein bester Lord, daß auch wir Andern keine besonders ruhige Nacht verlebt

hatten. Ich war in der That nicht ohne Unruhe, so lange ich wußte, daß Lavalette noch in Paris war; denn ich hatte auch an meine Familie zu denken. Ich hatte Mrs. Wilson nur gesagt, daß ich mich in einen Plan zur Rettung eines Proscribirten eingelassen habe, und daß ich genöthigt sei, seinen Namen und die getroffenen Arrangements zu verschweigen. Ich glaubte, für den Augenblick nicht mehr sagen zu dürfen, ich bin aber überzeugt, daß sie das Geheimniß wohl zu wahren gewußt und selbst im Nothfall thätige Hülfe geleistet haben würde. Vielleicht ahnte sie die Wahrheit, und ich muß zu ihrem Lobe sagen, daß sie auch nicht ein Wort gesagt hat, um mich von meinem Vorsatze zurückzubringen.

Pünktlich um halb acht Uhr war ich vor Hutchinsons Thür, in voller Uniform und in einem hübschen, offenen Whisky. Fünf Minuten später hatte ich Lavalette heruntergeholt. Hutchinson erschien bald zu Pferde und wir machten uns auf den Weg. Das Wetter war prächtig, alle Läden offen, die ganze Welt auf der Straße, und durch einen eigenthümlichen Zufall errichtete man gerade eben auf dem Grèveplatze den Galgen, an den, dem Gebrauche nach, die Namen der in contumaciam

Verurtheilten angeschlagen werden. In demselben Augenblicke, als ich mit ihm zum Thore hinaus, der Freiheit entgegenfuhr, wurde Lavalette in effigie zu Paris gehenkt.

Wir bogen in die Rue de Clichy, die nach der Barrière gleichen Namens führt, und da Lavalette mit der Uniform und dem Schacko der englischen Garden bekleidet war, so standen die englischen Soldaten, die uns begegneten, still, um uns militairisch zu grüßen. Zwei englische Offiziere, die uns sahen, schienen höchst erstaunt, neben mir einen Kameraden zu sehen, den sie nicht kannten. Aber Hutchinson redete sie an und lenkte ihre Aufmerksamkeit ab, bis wir an die Barrière gelangt waren, die wir sehr gemäßigten Schritts passirten. Die Gensdarmen, die dort links und rechts postirt waren, betrachteten uns, aber da die Wache das Gewehr präsentirte, konnte Lavalette zum Gruß den Kopf beugen und so sein Gesicht verbergen. Als wir das Thor passirt waren, preßte Lavalette sein Bein gegen das meine; und als wir nicht mehr zu befürchten brauchten, beobachtet zu werden, strahlte sein ganzes Gesicht vor Freude über diese erste Gunst des Glücks.

Die Landstraße war mit Leuten aller Art bedeckt; aber wenn wir öffentlichen Fuhrwerken begegneten, so

führte ich jedes Mal die Unterhaltung ganz laut in englischer Sprache. Und der mit einem weißen Federbusch garnirte Hut Lavalette's, den er in der Hand hielt, diente, die Blicke der Reisenden von unseren Gesichtern abzuziehen.

Lavalette hat so stark ausgeprägte Züge und seine Persönlichkeit ist allen Postillonen und Postmeistern so sehr bekannt, daß die größte Vorsicht nöthig war. In la Chapelle wechselten wir die Pferde, und wir hatten einen Moment des Schreckens beim Anblick von vier Gensdarmen, die vor dem großen Einfahrtsthor des Wirthshauses standen, wo wir unsere Pferde finden sollten. Ich fuhr gerades Weges mit dem Whisky auf sie los und sie wichen zur Seite. Hutchinson, den sie anredeten, befreite uns von ihnen, indem er ihnen sagte, wir wären gekommen, Cantonnements für eine englische Division auszusuchen.

Wir waren genöthigt, an mehreren anderen Gensdarmen vorüberzufahren, die Lavalette's Signalement hatten; beiläufig bemerkt, hatte man es fast an Jedermann in Frankreich ausgetheilt. Indem wir uns Compiègne näherten, bemerkte ich einige dunkle Haare, die unter seiner blonden Perrücke zum Vorschein kamen.

Da ich glücklicherweise eine Scheere bei mir hatte, machte ich seine Toilette während des Fahrens.

Beim Eingange in Compiègne fanden wir den Sergeanten, den uns Capitain Fennell, der Adjutant Brisbane's, angekündigt hatte. Er führte uns durch die Stadt in ein sehr glücklich gewähltes Quartier, wo wir durch keine Zuschauer auf der Straße belästigt wurden. Niemand sah uns eintreten, als englische Soldaten und die Domestiken, die uns bedienten, während wir auf den Wagen warteten. Mr. Fennell bot uns eine Erfrischung an, die uns allerdings nicht aufgehalten hätte wie den unglücklichen Ludwig den Sechszehnten, die uns aber sehr angenehm über eine Zeit des Wartens weghalf, welche uns sonst sehr lang geworden sein würde.

Endlich, gegen Abend, erschien Ellister, wie es ausgemacht war, mit meinem Reisewagen. Die Pferde wurden augenblicklich beordert. Ich ließ die Laternen am Wagen anzünden, erstens, um unsern Weg sicher zu machen, und dann, um zu beweisen, daß wir drinnen ein gutes Gewissen hätten. Wir verließen unsere Freunde und bestiegen diesen Wagen, der entweder ein Leichenwagen oder der Wagen des Glücks für uns werden sollte. Wir waren wohlbewaffnet und vorbereitet, Widerstand

zu leisten im Fall des Angriffs. Aber ich rechnete mehr auf Geistesgegenwart als auf Gewalt bei Ueberwindung der Schwierigkeiten.

„Ich war entschlossen," sagte Lavalette mir später, „im Fall ich erkannt und arretirt würde, mir die Pistole vor den Kopf zu schießen. Denn es wäre doch zu dumm gewesen, mich wieder nach Paris und unter die Guillotine schleppen zu lassen."

Der Wagen flog rasch dahin und bis Cambrai hatten wir keinen Aufenthalt. Aber vor der kleinen Stadt Condé mußten wir drei Stunden lang warten, weil die englische Schildwache keine Ordre hatte, den Portier zu wecken, der die Couriere, die während der Nacht ankamen, einzulassen hatte. Weder Bitten noch Drohungen konnten den englischen Soldaten bewegen, sich vom Posten zu rühren. Glücklicherweise war es Nacht. Endlich, am andern Morgen um sieben Uhr, erreichten wir Valenciennes, die letzte französische Stadt vor der Grenze. Lavalette fing schon an, ein Sicherheitsgefühl zu bekommen, als der Postmeister uns aufforderte, unsere Päſſe, um sie visiren zn lassen, nach dem Gensdameriecapitain zu bringen.

„Sie haben wohl nicht gelesen, wen Sie vor sich

haben," sagte ich ihm ruhig. „Wenn die Gensdarmerie etwas von uns will, so kann sie zu uns kommen."

Der Postmeister sah seine Taktlosigkeit ein und ging selbst mit unseren Pässen hin, die Visa zu holen. Er zögerte lange mit dem Wiederkommen. Eine schreckliche Unruhe ergriff den Flüchtling. Sollte er noch im Hafen untergehen?! Konnte dieser Gensdarmerieoffizier nicht selbst kommen, um die Signalements zu vergleichen, ihn erkennen und ihn arretiren?! — Glücklicherweise war es sehr kaltes Wetter und kaum heller Tag. Der Offizier blieb im Bett und unterzeichnete.

„Der Offizier muß cassirt werden!" unterbrach der Herzog von Berry den Vorleser.

Wir fuhren zum Thore hinaus. Auf dem Glacis wollte ein verdammter Douanier auch noch wissen, ob bei uns Alles in Ordnung sei, aber nachdem wir seine Neugierde befriedigt hatten, hielt uns nichts mehr auf und wir flogen auf die gesegnete belgische Grenze zu. Lavalette lag immer mit dem Auge vor dem kleinen Fenster im Fond des Wagens, um nachzusehen, ob uns Jemand folge. Seine Ungeduld wuchs mit jeder Umdrehung des Rades. Der Postillon hatte uns am Rande des Horizontes ein großes Gebäude gezeigt, das

sei die belgische Douane. Halb beschämt über seine Unruhe, behauptete Lavalette, der Postillon komme gar nicht vorwärts, das Haus bleibe immer in derselben Entfernung. Aber noch einige englische Meilen und wir passirten die letzte Barrière, wo man uns einem letzten Examen unterwarf. Der Flüchtling war auf sicherem Boden.

Ich werde es nicht unternehmen, seine Gefühle zu schildern. Ich sage nur, daß seit diesem Augenblicke sein Gemüth ganz beruhigt schien; er war nicht allein gerettet, er triumphirte! Er schien hauptsächlich glücklich über die Idee, daß die Aufopferung seiner Frau mit Erfolg gekrönt wurde.

Nachdem es mir gelungen war, den Strom seiner Dankbarkeit etwas zu hemmen, richtete ich eine Frage an ihn, die mir schon lange auf der Zunge geschwebt hatte.

„Hören Sie, liebster Freund, expliciren Sie mir, weshalb wollten Sie denn nicht guillotinirt werden?"

Er schnellte auf seinem Sitze herum und sah mich ganz erstaunt an, ohne zu antworten.

„Ja, man hat mir gesagt, daß Sie, als um eine Gnade, nachgesucht hätten, erschossen und nicht guillotinirt zu werden."

„Aber," sagte er lebhaft, „man setzt den Verurtheilten, die Hände auf dem Rücken gebunden, auf einen Karren, und wenn er auf dem Schaffot angelangt ist, bindet man ihn auf eine Planke, die man niederläßt, und schiebt ihn so unter das Messer."

„Ah so, jetzt begreife ich! Natürlich, Sie hatten keine Lust, wie ein Kalb abgestochen zu werden!"

Wir hielten uns nirgends auf als in Mons, wo wir dinirten und Vorbereitungen trafen für die Weiterreise Lavalette's. Ich schrieb mehrere Briefe, um es ihm leichter zu machen, an sein Ziel zu gelangen, und nachdem ich für Alles gesorgt, was zu seiner Sicherheit und seinem Comfort nöthig war, nahm ich Abschied von ihm. Gestern Abend bin ich wieder in Paris angelangt, auf dem Wege über Maubeuge, Soissons und durch die Porte Saint-Martin. Da ich nur sechszig Stunden abwesend war, wird meine Reise keine große Aufmerksamkeit erregt haben. Und bis jetzt habe ich keinerlei unangenehme Folgen meines Unternehmens zu fürchten. Ich ambitionire freilich weder das Gefängniß noch den Verlust meiner Stellung, aber ich habe mich auf beides und selbst auf noch Schlimmeres gefaßt gemacht, ehe ich mich auf diese Entführung einließ. Aber es hat

nicht den Anschein, als ob ich einen Versuch zu bereuen hätte, der so vollständig gelungen ist."

„Wenn sich der Engländer nur nicht geirrt hat!" sagte der Graf Artois mit einem grausamen Lächeln. „Ich hoffe, Herr Polizeiminister, Sie werden diesmal wenigstens den Verbrecher nicht entschlüpfen lassen!"

Zwölftes Capitel.

Früher noch als dieser unvorsichtige Brief Sir Robert Wilson's an die falsche Adresse gelangte, war in Emily's Kerker die frohe Botschaft von der Rettung ihres Gatten gedrungen. Die alte Frau von Vandeuil hatte es endlich erreicht, die Gefangene besuchen zu dürfen, und sie kam wie ein Engel des Trostes in die düstere Zelle, wo das Opfer der reinsten, treuesten Liebe seit fünfundzwanzig langen Tagen und noch längeren Nächten einsam sich abhärmte.

Frau von Vandeuil erschrak, als sie das wachsbleiche Gesicht, die hohlen, gerötheten Augen der unglücklichen Frau vor sich sah.

„Es ist nichts," sagte Emily mit ihrem sanften Lächeln, „ich bin nicht krank, ich habe mich nur so um

Lavalette geängstigt. Diese Nacht werde ich schlafen, das fühle ich. Bis jetzt habe ich keine Ruhe gefunden; entweder schreckte mich jede Stunde das Zuschlagen der eisernen Pforte auf, oder ich fuhr aus den schrecklichsten Träumen empor. Ich glaubte ja stets, jedes Geräusch kündige mir an, daß sein Aufenthalt entdeckt sei und man ihn zurückbringe. Aber jetzt wird das Alles rasch vergessen sein. Ich bin ja so glücklich und so dankbar, daß er gerettet ist! O, erzählen Sie mir noch einmal Alles, Alles, was Sie wissen. Aber zuerst darf ich noch einmal diese Zeilen von ihm lesen, die er mir durch Sir Robert Wilson gesandt hat? — O, liebste Frau von Vandeuil. wenn Sie den edlen Mann sehen, sagen Sie ihm, daß ich Tag und Nacht des Himmels Segen auf ihn herabflehe. — Weiß meine Josephine schon, daß ihr Vater gerettet ist? O, wie brav hat sich mein liebes, kleines Mädchen benommen! Liebe Freundin, wie selig bin ich, daß Gott mein Opfer angenommen hat, daß mein lieber, lieber Mann gerettet ist!"

„Legen Sie sich nieder, liebes Kind, sagte die alte Dame mütterlich besorgt über die leidenschaftliche Aufregung Emily's, versuchen Sie, ob Sie schlafen können. Es würde Ihnen unendlich wohl thun."

„Nicht jetzt,“ wehrte sie mit strahlenden Augen ab; „mein Herz klopft so sehr vor Freude, jetzt würde mich die Freude nicht schlafen lassen, wie früher die Angst. Sie müssen mir noch einmal von Anfang an Alles erzählen. Wer ihm in Paris ein Asyl gegeben hat, wissen Sie nicht?“

„Nein, ich frage auch nicht danach, es ist gefährlich, zu viel zu wissen. Was soll ich denn noch erzählen? Fragen Sie, liebe Frau von Lavalette, ich will alle Ihre Fragen beantworten. O, Sie werden jetzt bald frei sein; die Polizei kann kein Interesse mehr daran haben, Sie gefangen zu halten. Und der Enthusiasmus für Sie ist so groß und so allgemein und die Entrüstung über Ihre Behandlung hat einen so hohen Grad erreicht, daß die Regierung gezwungen sein wird, Sie zu entlassen. Und wenn wir Sie wieder in unserer Mitte haben, werden alle Ihre alten und Ihre zahllosen neuen Freunde wetteifern, die bösen Tage aus Ihrem Gedächtniß zu vertilgen. Ihr Gatte wird eine Zuflucht bei seinem Freunde, Ihrem Cousin, dem Prinzen Eugen finden. Man erzählt sich, der alte König von Baiern habe, als er von der Flucht Lavalette's aus der Conciergerie gehört, seinem Schwiegersohn gesagt: »Dieser

kann hierher nach München kommen; ich werde für ihn sorgen.« Wenn Sie frei sind und sich vollkommen wieder erholt haben, werden Sie ihm folgen können nach Baiern. Sie sind ja so sehr befreundet mit der Prinzessin Auguste; Sie werden in Deutschland Ihr ganzes Glück wiederfinden."

Frau von Lavalette horchte still auf die sanfte, tröstende Stimme ihrer alten Freundin. Nach und nach verschwand die fliegende Röthe von den Wangen, die Augen blitzten nicht mehr, die Augenlider senkten sich schwerer und schwerer, der Kopf sank auf die Schulter der Frau von Vandeuil, die ihn leise auf das Bett, auf dessen Rande beide saßen, niederlegte und dann auch den übrigen Körper vorsichtig nachhob. Emily schlief, zum ersten Male seit sie im Gefängnisse war, tief und fest und erwachte erst am andern Morgen mit dem seligen Bewußtsein: Er ist frei, er ist gerettet!

Unterdessen war Lavalette ohne Aufenthalt weiter nach Baiern gereist. Der kleine Schatz, den ihm der junge Herr von Vandeuil damals im Gefängniß gegeben hatte, kam ihm jetzt trefflich zu Statten. Als er in München ankam, schrieb er ein paar Worte an den Baron d'Arnay, den Secretair des Prinzen Eugen, da-

mit er ihn abhole. Der Baron kam, aber nachdem er das Billet an den Prinzen Eugen gegeben, der heute beim Könige speiste.

Als die beiden Freunde sich wiedersahen, waren sie für einige Augenblicke sprachlos vor Bewegung. Dann kam die Freude über Lavalette's wunderbare Rettung und das bewundernde Lob für sein herrliches Weib, und dann die Erzählung seiner Abenteuer.

„Wir rechneten gar nicht mehr auf Dein Kommen,“ sagte Beauharnais etwas befangen, wir glaubten Dich längst in Amerika. Der König hat bereits allerlei unangenehme Rencontre's mit Frankreich gehabt wegen der politischen Flüchtlinge. Deine Ankunft hat ihn überrascht und wirklich in Verlegenheit gebracht. »Hier kann er nicht bleiben,« sagte er, nachdem er Dein Billet gelesen, »selbst nicht unter einem angenommenen Namen. So gern ich ihn bei mir behielte, müssen wir ihn von München fern halten, wenigstens in der ersten Zeit. Dieser Fuchs, der Herzog Dalberg ist hier, der würde ihn bald ausgespürt haben. Behalte ihn zwei Tage bei Dir, um Dich mit ihm auszusprechen, am dritten muß er nach Freising abreisen. Dort wird er in Sicherheit sein.«

Lavalette reiste auch wirklich ab nach Freising. Diese kleine Stadt ist von Wald umgeben. Es war mitten im Winter, aber er war so glücklich über seine Freiheit, daß ihm sein Zimmer Angst machte, und er zehnmal des Tages hinauslief in den Wald, trotz Schnee und Eis. Dies sonderbare Benehmen versetzte die Einwohner von Freising in Erstaunen, und ein alter Emigrant, der in München wohnte, aber zufällig nach Freising kam, fand bald heraus, wer der wunderliche Fremde war und brachte die Nachricht nach der Hauptstadt und an die französische Gesandtschaft.

Der Flüchtling mußte also dies Asyl verlassen. Der König schickte ihn nach Starnberg, einem Dorfe, das am Eingange des Starnberger See's liegt. Obgleich der Aufenthalt sehr wenig Bequemlichkeiten bot, fand ihn Lavalette sehr nach seinem Geschmack. Der schöne See und die lachenden, mit Landhäusern besetzten Ufer, die weitgedehnten, prachtvollen Wälder machten im Beginn des Frühlings einen äußerst angenehmen Eindruck auf ihn, der so lange nur auf düstre, enge Gefängnißmauern Aussicht gehabt hatte. Der Prinz Eugen kam zweimal in der Woche bei einem Jagdaufseher, zwei Stunden von München mit ihm zusammen. Er brachte

ihm Journale und Bücher mit und unterrichtete ihn von Allem, was in der Welt vorging. Aber man hatte Lavalette am See erkannt, er mußte auch Starnberg verlassen und sich an das andere Ende des See's zurückziehen. Auf den Rath des Prinzen Eugen verbarg er sich vier Stunden weiter aufwärts bei dem Gärtner eines Landhauses.

„Du wirst dort besser aufgehoben sein," sagte Eugen „und in vierzehn Tagen werde ich das königliche Schloß beziehen, das nur eine Stunde von Deinem neuen Asyl entfernt ist, Wir werden uns alle Tage sehen können."

Wirklich kam er bald mit seiner ganzen Familie. Lavalette ging des Morgens zu ihm und nur des Nachts wieder in seinen Versteck. Die liebenswürdige Aufnahme, die er bei der Prinzessin Auguste fand, die Güte und Liebe, mit der ihn der treue Jugendfreund überhäufte, hätte ihn vergessen lassen können, daß er ein heimathloser Flüchtling war, wenn ihn nicht die Sehnsucht nach der geliebten Gattin und dem einzigen Kinde verzehrt hätte. Jeder Brief, den er um diese Zeit schrieb, zeugt von seiner Liebe und Verehrung für die treue, heldenmüthige Frau.

„Es ist also wirklich wahr," schrieb er an die

Marschallin Marmont, „daß meine arme, liebe Emily sich wohl befindet? Man hatte es mir gesagt, aber nun Sie es sagen, glaube ich es. Ich gratulire Ihnen Beiden, daß Sie sich einander wieder genähert haben. Sie sind würdig, meine Emily zu verstehen und zu lieben. Man begreift sie nicht in der großen Welt, man hat niemals gewußt, wie viel Edelmuth, Hingebung und Hochherzigkeit sich verbarg hinter diesem stillen, sanften, anscheinend so kalten Gesichte. Sorgen Sie Alle für sie, ich bitte Sie darum, wachen Sie über sie, leiden Sie nicht, daß sie von diesen erbärmlichen Menschen gequält wird. Sie ist ein geheiligtes Wesen, eine Ehre für ihr Geschlecht. Es wäre eine unauslöschliche Schande, wenn man sie durch Verfolgungen für eine so edle, großmüthige Handlung büßen ließe. Es ist schon abscheulich genug, daß man sie sechs Wochen lang im Gefängniß schmachten ließ. O, meine Freundin, es war ein entsetzlicher Augenblick für mich, als ich in der ersten Zeitung, die ich in Deutschland las, die Nachricht fand, daß meine Emily nicht frei war, wie ich wähnte, sondern in der Conciergerie festgehalten werde! Gott sei gepriesen, daß wenigstens dieser Stein von meiner Brust gewälzt ist!

Die Elenden, die mich so grausam behandelten, haben nicht geahnt, daß diese Frau, so unglücklich, so niedergedrückt, stärker und muthiger sich zeigen würde als sie Alle! Ich will ihnen nichts Böses wünschen; die allgemeinste, tiefste Verachtung gegen sie hat mir Genugthuung gegeben. Aber ich bezweifle, daß es ihnen gut gehen kann, wenn sie auf dieser blutigen Bahn weiter fortschreiten. Es giebt eine Nemesis; die Bourbons könnten leicht von Neuem das bittere Brod der Verbannung essen müssen, wie jetzt so viele Opfer ihrer Rachgier.

Selbst hier im fremden Lande brauche ich nur meinen Namen zu nennen, um Freunde zu finden; zur ewigen Schande dieser Elenden könnte ich den Continent mit ihrem Todesurtheil auf der Brust durchwandern, ohne eine Kränkung fürchten zu müssen.

Ich sage Ihnen nichts von dem Vergnügen, das mir Ihr Brief gemacht hat, theure Freundin, das wäre sehr überflüssig. Sie müssen jedoch wissen, daß ich ihn an dem Tage, wo ich ihn erhielt, vorgestern, zweimal des Morgens und des Abends noch zweimal gelesen habe. Es war mir, als hörte ich Sie, und beinahe, als sähe ich Sie vor mir. Den Morgen ging ich, um ihn zu

lesen, in den Wald, der meine Eremitage umgiebt, und aus dem mich ein Gewitter verjagte, das ich nicht gefürchtet hätte, wenn es nicht Ihre theure Handschrift zu durchnässen drohte. Wie sind dem Herzen des Unglücklichen die Tröstungen der Freundschaft so süß! Die vergangenen Leiden verblaßten, indem ich Ihre Worte las, und mein Unglück gewinnt einen Reiz, wenn ich denke, daß wir uns vielleicht fern geblieben wären, wenn es mich nicht getroffen hätte. O, wie kann ich Marmont und Ihnen jemals danken, was Sie für mich und meine Emily gethan und gewagt haben! Ich weiß, daß die Prinzen ihm aus seiner hochherzigen Freundschaft fast ein Verbrechen machen. O, die Elenden!

Einige Tage vor der Ankunft Ihres Briefes habe ich einen Moment des Glücks gehabt. Der Schwiegervater meines Freundes, der alte König von Baiern, kam mit seinem Sohne, um bei dem Prinzen Eugen zu speisen. Dieser hatte mir einige Tage vorher gesagt: Der König pflegt in jedem Jahre einen Tag hier am Starnberger See zuzubringen. Als ich gestern um seine Befehle in Bezug auf seinen Empfang fragte, hat er zugesagt, aber unter der Bedingung, daß Du kämest, um mit ihm zu speisen.

Ich bin denn hingegangen. Der König empfing mich mit offenen Armen und amüsirte sich sehr, daß ich ihm gegenüber stände, wohl und munter, nach so vielen Gefahren. Während der fünf Stunden, die er bei dem Prinzen Eugen verweilte, hat er nicht aufgehört, mich mit Aufmerksamkeiten zu überhäufen. Er sprach fortwährend von seinem Aufenthalte in Paris, wo er mich sehr häufig gesehen habe, betonte ganz besonders die kleinen Dienste, die ich ihm in meiner damaligen Stellung als General-Director der Posten hatte leisten können, hob die Zuneigung hervor, mit der mich der Kaiser damals beehrte, kurz, er that Alles, um den Personen seiner Umgebung zu zeigen, daß er mich in seine besondere Protection genommen und daß mein Unglück sein Interesse an mir nur erhöht habe. Im Augenblicke, wo er wegfahren wollte, kam er noch zu mir, drückte mir die Hand und sagte: »Seien Sie ganz ruhig in meinem Lande, leben Sie in der Mitte Ihrer Freunde und rechnen Sie auf meine Zuneigung und auf meinen Schutz!«

Ich hoffe, dieser Besuch des Königs wird gute Folgen für mich haben.

Sie wollen Einzelheiten über mein Leben, theure Freundin? Hier sind sie.

Ich spreche Ihnen nicht von den ersten sechs Monaten. Meine Wunde war tief, aber mein Herz und Gefühl war erhoben bis zur Exaltation. Jetzt ist jede Illusion zerstört. Die kalte Vernunft, die unerbittliche Wahrheit sagen mir: »Du mußt sterben in der Fremde, fern von Denen, die Dir am theuersten sind. Du mußt die Vergangenheit auslöschen aus Deinem Gedächtnisse, oder Deine Erinnerungen werden Dich tödten!«

Aber wie diesen Erinnerungen entfliehen!

Gestern stand ich am Starnberger See und schaute einem ländlichen Tanze zu. Junge Bäuerinnen wiegten sich im Ländler auf dem grünen Rasen zu den Klängen einer Flöte, die eine sanfte, melancholische Melodie spielte. Die Scene war strahlend von Heiterkeit; der Himmel lag blau und golden über der Flur und dem See. Aber vor meinen Augen stiegen plötzlich die grünen, düstern Mauern der Conciergerie empor. Die Melodie war mir bekannt, der unglückliche Marschall Ney pflegte sie in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft zu spielen. Nur in den ersten Tagen, später nahmen ihm die Menschen seine Flöte, die einzige Unterhaltung in der

Kerkereinsamkeit. Es sei gegen die Hausordnung, sagte man. — Ich konnte diese Musik nicht ertragen, mit strömenden Thränen eilte ich hinweg, den Namen Ney's mit tiefem Schmerz wiederholend.

Und in diesem Augenblicke klingt aus meinem Boote vom See eine andere Melodie zu mir herüber, die mir das Herz zerreißt. Kennen Sie „Bertrand's Abschied?“ In Frankreich wagt wohl Keiner, das Lied öffentlich zu singen, aber hier tönt es zu jedem Clavier, zu jeder Drehorgel:

Leb' wohl, Du theures Land, das mich geboren!
Die Ehre ruft mich wieder fort von hier!
Doch ach, die süße Hoffnung ist verloren,
Die ich gehegt, zu ruhen einst in Dir.
Der Held, deß Namen füllt die weite Erde,
Gab Lieb' und Freundschaft mir nicht blos zum Schein.
Ich war in Glück und Ruhm stets sein Gefährte,
Ich will auch treu ihm jetzt im Unglück sein.

Wie viele sonnten sich in seinem Blicke
Und dankten seiner Güte Ehr' und Glück.
Doch kaum verfolgte ihn des Schicksals Tücke,
So wichen treulos sie von ihm zurück.
Doch mich schreckt nicht der Wechsel dieser Erde;
Ich war ihm treu und werd' es ewig sein.
Ich war in Glück und Ruhm stets sein Gefährte,
Ich will auch treu ihm bis zum Tode sein.

Ein nackter Fels, fern von Europa's Küste,
Ist zum Gefängniß ewig uns bestimmt.
Kein Freundestrost dringt je in diese Wüste,
Kein Wesen Theil an unserm Schicksal nimmt.
Doch wenn ich Tröster meinem Kaiser werde,
So soll mein Schicksal dennoch glänzend sein.
Ich war in Glück und Ruhm stets sein Gefährte,
Ich will auch treu ihm bis zum Tode sein.

Und ist die Siegesbahn ihm auch verschlossen,
Schmückt ihn kein Lorbeer mehr und keine Kron',
Hat ihn die Welt aus ihrem Schooß verstoßen,
Wird dieser Fels sein Grab, entfernt vom Thron;
Vergebens ruft die Welt mich dann zurücke,
Ich kann nur ihn des Herzens Triebe weih'n!
Ich war ja stets des Helden Freund im Glücke,
Ich werd' auch über'm Grabe treu ihm sein!

O, meine Freundin, ich beneide beide, Ney und Bertrand, den Todten wie den Lebenden.

Ich versuche, gegen meine Erinnerungen zu kämpfen, mit Arbeit und mit Lectüre. Ich habe mir zwei Werke verschafft, die mich in der Einsamkeit vor den Leiden der Einbildungskraft schützen sollen. Es sind Condillac und Plutarch. Der Erste ist ein Mann von tiefem Sinn, von weitumfassender Gelehrsamkeit, der nur zum Verstande spricht. Sein Werk ist ein vollständiger Cursus der Erziehung. Hier finde ich den vervoll=

kommneten Locke, Elemente der Geschichte und Mathematik. Die Lectüre des Plutarch kräftigt meine Seele gegen die Schläge des Schicksals. Ich lerne, indem ich lese, wie man durch die Erfüllung seiner Pflicht in's Unglück geräth und wie dann das Unglück doch dem falschen Glück der Welt vorzuziehen ist. Schreckliche Wahrheit! Drei Viertel der Menschen, die er schildert, sind eines gewaltsamen Todes gestorben. Und in unserer modernen erbärmlichen Weltgeschichte ist es nicht anders.

Sie werden sich des alten Ehemannes der Frau von Sullivan erinnern, dieses reichen Engländers, der eine so merkwürdige Gemäldesammlung besaß. Ich habe sie eines Tages mit der Königin von Neapel besucht. Wir kamen in einen Salon, wo sich dreizehn prächtige Portraits befanden. Alle Originale derselben waren durch die Hand des Henkers oder durch Meuchelmörder umgekommen, ausgenommen Ludwig der Eilfte, der so viele Andere hinrichten ließ. Es waren der Herzog von Montmorency, Cinq-Mars und de Thou, Heinrich III., Heinrich IV., Semblançay, de Horn, Don Carlos und seine unglückliche Stiefmutter, die vergiftet wurde durch den abscheulichen Philipp II., Coligny und endlich der Prinz von Condé, den die Hand eines Feigen auf

dem Schlachtfelde mordete. Wenn man solche Abscheulichkeiten sieht, die so lange Zeit hindurch geherrscht haben, so fühlt man sein Herz von Verzweiflung zerrissen; man flucht der sogenannten Civilisation und schämt sich, ein Mensch zu heißen.

Ich gebe mich nicht immer so düstern Gedanken hin, und ich würde meines schönen Unglücks unwürdig sein, wenn ich nicht süßen Trost darin fände. Zuweilen fühle ich mich glücklich, nicht, weil ich dem Schaffot entronnen, sondern weil ich durch so großmüthige Herzen gerettet bin. Gattin, Kind, Freunde, Domestiken, bis zu diesen edelmüthigen Ausländern, alle haben sich vereinigt, alle haben gekämpft, alle haben gelitten für mich, alle haben triumphirt mit mir. Ich habe kein Recht, mich über die Menschen zu beklagen. Niemals ist ein Unglücklicher durch so viel Hingebung und so viel Muth geehrt worden. Ich habe nichts verloren in diesem Schiffbruch, und dennoch geht mein Schmerz zuweilen bis zur Verzweiflung. Ach, meine Freundin! ich war so glücklich! Meine Erinnerungen tödten mich! Und wenn es mir gelingt, sie zu verscheuchen oder zu bezwingen, wirft mich das Bild meines unglücklichen,

so treulos verrathenen Vaterlandes in die tiefste Melancholie zurück und ich zerfließe in Thränen.

Aber Sie wollen wissen, wo ich lebe und wie. Ich habe mich an die Ufer eines See's zurückgezogen, der gegen die Schweizerseeen nicht zurücksteht, denn es faßt fünf Stunden Länge bei einer Stunde Breite. Ich bewohne ein Zimmer mit Cabinet bei dem Castellan eines hübschen, verlassenen Schlosses. Vor den Augen habe ich das prächtigste Gewässer, schöne, dicht bewaldete Hügel, und hohe, schneebedeckte Bergspitzen. Für meine Spaziergänge habe ich den schönsten Wald, bevölkert mit Hochwild, das ich aber in seinem Frieden nicht störe. Meine Wirthe sind ehrliche Bauern, die mir ziemlich reinlich die spartanische Suppe kochen und deren schwarzes Brod ich mit vielem Vergnügen verzehre. Ich habe keinen Diener; es könnte gefährlich sein. Als Gesellschafter habe ich einen jungen Künstler, ohne Ruf, der kein Wort von meiner Sprache versteht und den ganzen Tag raucht. Aber ich lerne die seinige und wir verstehen uns recht gut. Er weckt mich alle Morgen um sechs Uhr; wir arbeiten bis neun. Nach dem allerfrugalsten Frühstück nehmen wir unsere Arbeit bis Mittag wieder auf, und nach dem Diner arbeiten wir

nochmals von zwei Uhr bis fünf. Dann widme ich zwei Stunden der Lectüre, und um sieben Uhr gehen wir spazieren, bis zum Abendessen. Ich habe ihn Schachspielen gelehrt; wir spielen bis zehn Uhr, und dann schließe ich mich ein, und lege mich erst um ein Uhr Morgens zu Bette. Diese Nachtstunden gehören dem Kummer meines Herzens und allen meinen traurigen Erinnerungen.

Ich schreibe wenig; ich bin in einer schlechten Stimmung dafür, Sie werden es nur zu sehr an diesem Briefe bemerken. Aber ich halte viele Monologe, und ich glaube, wenn ich meine Sache vor Gericht so plaidirt hätte, wie jetzt, wenn ich in meiner einsamen Zelle umhergehe, ich hätte den Prozeß nicht gewonnen, aber ich hätte die Erbärmlichen, die mich so unwürdig behandelt haben, wenigstens zum Erröthen gezwungen. Endlich, müde den Redner zu spielen, lese ich, bis der Schlaf mich zwingt, mich auf eins der schlechtesten Betten in Deutschland zu strecken, und so während einiger Stunden, mit dem Gefühl meiner Leiden, die Nothwendigkeit aufhört, mich zu beschäftigen und mich zu zerstreuen.

Adieu, Adieu, theure Freundin! Wenn Sie nach Paris zurückkehren, müssen Sie mir versprechen, meine

arme, kleine Josephine in ihrer Pension aufzusuchen. O, mein Gott, was wird aus meinem armen Kinde werden! Ich zittre bei dem Gedanken, daß sie vielleicht einst eben so unglücklich werden könnte wie ihre Eltern. Wie glücklich würde es mich gemacht haben, ihre Erziehung selbst zu vollenden! Wenn ich an dies Alles denke, möchte ich mir den Kopf an der Mauer einrennen! O, meine Freundin, sagen Sie, wiederholen Sie mir, wie meine edle, treue Verwandte, die Königin Hortense, die so unbeschreiblich gut gegen mich gewesen ist und die jetzt auch in Deutschland reist, wiederholen Sie mir alle, daß ich Sie eines Tages wiedersehen, mich Ihres Glückes erfreuen werde! Denn ach, mein Glück ist zu Ende, ich fühle es, wenige Fuß Erde warten auf mich in einem Dorfkirchhofe. Ich werde mein Vaterland nicht wiedersehen!

Zeigen Sie diesen Brief Emily nicht, er würde ihr wehe thun; sagen Sie ihr einfach, daß ich mich wohl fühle und daß ich ruhig sei. Adieu, nochmals Adieu!

Ich glaubte, daß dieser Brief heute abgehen werde, die Gelegenheit Ihnen denselben zu schicken, hat sich aber verzögert. Ich lege Ihnen ein paar Worte für Emily bei. Bitte, besuchen Sie sie oft, geben Sie ihr Trost,

gewähren Sie ihr Schutz, so viel Sie vermögen. Sie sehen viele Ausländer bei sich; sagen Sie ihnen Gutes von ihr, damit sie, falls man sie von Neuem verfolgt, einigen Rückhalt an den Gesinnungen der fremden Souveraine findet. Grüßen Sie Ihren Bruder herzlich von mir. Sagen Sie mir, ob er viele Kinder hat. Ach, theure Freundin, ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie tief mich der Tod meines Sohnes verwundet hat! Wie glücklich würde ich sein, wüßte ich dies Kind auf dem Schooße seiner Mutter. Arme Emily, wie viel habe ich ihr gekostet!

Adieu! Schreiben Sie mir zuweilen; ich habe ja nichts als die Briefe meiner Freunde zum Trost; und der wird lange Zeit so bleiben, denn ich werde meine Lebensweise nicht ändern; die Menschen erregen mir Furcht.

Wenn Sie in die Heimat zurückgekehrt sind, müssen Sie Etwas für mich thun, was mir sehr am Herzen liegt; Sie müssen Emily bereden, daß sie ihr Portrait in Oel malen läßt, von einem unserer berühmten Künstler, Gérad oder Girodet. Seit zwölf Jahren habe ich sie darum gebeten, ich hatte das meinige machen lassen, um sie auch dazu zu veranlassen. Ihre Gesundheit und ein wenig Nonchalance sind die Ursache, daß sie es immer

wieder hinaus schob, ihr Versprechen zu erfüllen. Machen Sie, daß Sie es jetzt thut, arrangiren Sie es und sagen Sie ihr, daß sie mir ein außerordentliches Vergnügen damit machen werde. Ich würde Gérard vorziehen; er hat mich ein wenig gekannt, und ich würde sehr dankbar sein, wenn er sein ganzes Talent auf diese Arbeit verwenden wolle.

P. S. Wenn Sie an Emily's Geburtstage schon wieder in Paris sind, so senden Sie ihr in meinem Namen eine Blume. Adieu! Adieu!"

Der König von Baiern hatte sein Versprechen gehalten; es wurde Lavalette sehr bald erlaubt, sich unter dem angenommenen Namen Cossar in München niederzulassen. Er pflegte täglich in's Theater zu gehen und nach demselben den Abend in der Familie des Prinzen Eugen zuzubringen. Aber man erfuhr es augenblicklich in Paris. Der Herzog von Richelieu nahm es sehr übel und bald wurde die formelle Forderung seiner Ausweisung an das Münchener Cabinet gerichtet. Die bairische Regierung antwortete freilich der französischen, man kenne keine Person in Baiern, die den Namen Lavalette trüge; aber der Kronprinz, der spätere König Ludwig der Erste, und der österreichische Gesandte bestürmten den

alten König so unaufhörlich, daß er dem Verbannten den Vorschlag machen ließ, sich nach Schlesien zurückzuziehen, wo er, der König von Baiern, als Herzog von Zweibrücken ein paar Schlösser besaß.

Diesen Vorschlag, der wohl mehr ein Befehl zu nennen war, erhielt der unglückliche Verfolgte zugleich mit einem Briefe aus der Heimath, der ihm die traurigsten Nachrichten brachte. Wie vorauszusehen war, hatte die zarte Gesundheit der Frau von Lavalette so vielen Stürmen nicht widerstehen können. Eine tiefe Melancholie und eine nicht zu bewältigende Angst quälte die Arme seit jener schrecklichen Zeit. Und je länger die Abwesenheit ihres Gatten währte und je mehr die Hoffnung verschwand, mit ihm wieder vereinigt zu werden, desto mehr wuchs ihr Leiden, bis es zuletzt zur wirklichen Geisteskrankheit sich gestaltete.

Der Graf Alexander von Larochefoucault, der mit echter Freundestreue die Curatel über die Unglückliche übernommen hatte, schrieb es dem Gatten so schonend wie möglich, aber die einfache Thatsache genügte, ihn mit dem tiefsten Schmerze zu erfüllen. Und in diesem Augenblicke sollte er nach Schlesien, noch weiter von der Grenze der Heimath, von seiner unglücklichen Gattin,

seinem verlassenen Kinde! Wahrscheinlich würde er auch dort, auf preußischer Erde, nicht sicher sein, würde man ihn weiter treiben, nach Rußland! — — Er fragte sich in Verzweiflung, ob nicht der Tod auf dem Schaffot doch leichter gewesen wäre als die Verbannung, das Elend, wie man sie so treffend in der Sprache des Mittelalters bezeichnete. —

Er beantwortete den Vorschlag des Königs mit der Bitte, man möge ihn in ein bairisches Gefängniß einschließen, damit er nicht mehr unstät und flüchtig umherirren müsse.

Die Verzweiflung des Unglücklichen rührte den König und gab ihm den Muth, dem Drängen der Bourbons und ihrer Helfershelfer in Deutschland zu widerstehen und seinen Schützling nicht preiszugeben. Er sandte ihn nach Eichstädt, in das Fürstenthum des Prinzen Eugen.

Nach und nach milderte sich der Verfolgungseifer des französischen Hofes, in demselben Maße wie die Furcht desselben vor dem Wiedererscheinen des gefangenen Kaisers abnahm. Die Berichte, die von St. Helena kamen, diesem glühenden Felsen, an den man den neuen Prometheus geschmiedet, verkündigten immer bestimmter,

daß ein unheilbares Uebel, verbunden mit der grausamen Behandlung der Engländer, den gewaltigen Mann langsam dem Tode entgegenführe. Der Sohn Napoleons war sicher in den Händen Oesterreichs, die Bonapartisten in Frankreich hatten kein Haupt, die Partei schreckte die Bourbons nicht mehr. Deshalb ließ man die Flüchtlinge im Auslande mehr in Ruhe. Es wurde Lavalette nicht gewehrt, sich nach Augsburg zu begeben, wo die Königin Hortense mit ihren Söhnen wohnte. Die liebenswürdige Frau nahm den Jugendfreund, die treue Stütze ihrer Mutter, der Kaiserin Josephine, den Waffengefährten Bonaparte's, mit inniger Freude auf. Ein volles Jahr verlebte er in ihrem Hause, ein Jahr, das fast ein glückliches zu nennen war, so unausgesetzt bemühte sie sich, ihm die Heimath zu ersetzen. Vielleicht wäre es ihr gelungen, ihn für immer an Deutschland zu fesseln, wenn nicht sein Herz unaufhörlich nach seiner unglücklichen Gattin, seinem verlassenen Kinde verlangt hätte.

Endlich, nach sechs Jahren, schlug die Erlösungsstunde für den Verbannten. Napoleon war am 21. Mai 1821 seinem Gram und seiner Krankheit erlegen und unter den Trauerweiden von St. Helena be-

graben. Die Treuen, die mit ihm ausgehalten bis zum Tode, kehrten nach der Heimath zurück. Und auch der unglücklichste der Freunde und Waffengefährten Bonaparte's, den die Anhänglichkeit an den wunderbaren Mann dicht am Schaffot vorüber geführt hatte, durfte wiederkehren. Der König begnadigte Lavalette.

Schluß.

Ehe er für immer Abschied nahm von Deutschland, ging Lavalette nach München, um dem König von Baiern zu danken für den Schutz, den er dem Flüchtling gewährt hatte.

Der alte König Max schloß ihn bewegt in seine Arme.

„Ich nehme Abschied von Herrn Cossar,“ sagte er, „aber ich bitte mir aus, daß Herr von Lavalette binnen zwei Jahren wiederkommt, mich zu besuchen. Nicht später, denn ich bin alt und kann nicht lange mehr warten.“

Eugen Beauharnais und seine liebenswürdige Familie, so sehr sie bedauerten, den Freund zu verlieren, wünschten ihm doch von Herzen Glück zu der so lange und vergeblich ersehnten Heimkehr.

„Glück?!“ wiederholte Lavalette trübe. „Mich erwartet kein Glück in der Heimath. Mein Haus ist verödet. Ich finde mein geliebtes Weib, meine Emily, wieder, aber in welchem Zustande!“

„Aber sie ist ja auf dem Wege der Genesung,“ fiel Eugen ein, „alle Berichte sind ja günstig.“

„Die Freunde schreiben mir allerdings, es sei besser mit ihr, sie sei ruhiger, nicht mehr ganz so theilnahmlos, ihr Leiden sei nicht unheilbar, — ach, ich fürchte, das alles sind nur Worte, um mich zu trösten und zu beschwichtigen. Es war zu schwer für diese echte Frauenseele, was sie für mich gethan und gelitten hat. Sie ist zusammengebrochen unter der Last und wird sich nie wieder erheben.“

„Sie sehen zu schwarz!“ tröstete die Prinzessin Auguste. „Ich kenne das, wir haben ja auch Zeiten erlebt, wo wir glaubten, die Sonne sei ausgelöscht am Himmel und es könne nie wieder Tag werden für uns nach dieser Nacht des Unglücks. Ich bin überzeugt, es muß für Sie noch Glück und Freude aufbewahrt sein im Leben, weshalb wäre es Ihnen sonst so wunderbar erhalten worden!“

Er schüttelte den Kopf.

„Die Zukunft liegt vor meinem Blicke wie eine öde, kahle Winterlandschaft," sagte er langsam; „der Schnee ist über die dunkle Erde gebreitet wie ein Leichentuch und der blaugraue Himmel umschließt die Welt wie ein Grabgewölbe."

„Ein Sonnenstrahl, der durch die Wolken dringt und auf den Schnee fällt," sagte Eugen Beauharnais herzlich, „macht ihn zur funkelnden, blendenden, lustigen Schlittenbahn. Courage, mein Freund! Du hast dem schwersten Unglück wie ein Mann getrotzt, willst Du jetzt verzagen, wo das Glück wieder kommt?"

Aber Lavalette konnte die düstere Stimmung nicht bemeistern; er fuhr der Heimath entgegen mit schlimmeren Gefühlen, als er sie verlassen hatte damals, wo ihn der schimpflichste Tod bedrohte.

Als er die breite Treppe seiner alten Wohnung in der Vorstadt St. Germain emporstieg, lag es ihm schwer wie Blei in den Gliedern und sein Herz klopfte in angstvoller Aufregung. Ihm bangte vor dem Wiedersehen.

Noch hatte er den ersten Treppenabsatz nicht erreicht, als droben sich eine Thür öffnete und Schritte sich hören ließen.

Ein Männerkopf bog sich über das Treppengeländer.

„Ja, er ist's!“ rief eine Stimme in die offene Thür zurück.

Lavalette hatte sie erkannt.

„Baudus!“ rief er. „Sie hier, theurer, treuer Freund!“

Im nächsten Augenblick war Baudus die Treppe hinabgesprungen und hing an seinem Halse.

Ein junges Mädchen war ihm auf dem Fuße gefolgt und erfaßte leidenschaftlich seine Hand, sie mit heißen Küssen bedeckend. Er blickte mit Entzücken in das Gesicht seines Kindes; es war ihm, als stände er im Garten der Madame Campan und Emily Beauharnais schwebe ihm entgegen, so sehr war Josephine in diesen sechs Jahren das Abbild ihrer Mutter geworden.

Von Freund und Tochter geführt, trat der Wiedergekehrte in den Salon, den er zu seiner freudigen Ueberraschung angefüllt sah mit bekannten theuern Gestalten. Sie waren Alle gekommen, ihn zu begrüßen, die Treuen, die zu seiner Rettung mitgewirkt. Marmont und seine Gattin waren da, die Fürstin Vaudemont und Frau von Saint-Aignan, Herr von Vandeuil und seine Mutter, die den ersten Trost in Emily's Kerker getragen, der

Graf Chassenon, Tascher de Saint-Roses und der Graf Alexander van Larochefoucault. Und aus der Ferne leuchteten ihm noch zwei Augen freundlichen Willkommen entgegen, sie gehörten Mr. Bruce, dem Engländer.

Der Glückliche flog von einem Arm in den andern, seinen Dank nur in abgebrochenen Lauten stammelnd, vor tiefster Rührung. Geraume Zeit konnte er nur stumm dem Durcheinander der befreundeten Stimmen lauschen, die einander zu übertönen strebten in dem Bemühen, dem Langentbehrten die freudigste Theilnahme auszusprechen.

Endlich war er seiner Bewegung und seiner Stimme Herr geworden und trat mit feuchtem Blick und ausgestreckter Hand auf den jungen Engländer zu, der bescheiden sich an's Fenster zurückgezogen hatte, um den älteren Freunden den Vorrang zu lassen.

„Mein theurer Mr. Bruce," sagte er aus tiefer Brust, „daß ich Sie hier sehe, ist die Vollendung meines Glücks. Nichts hat mich so gemartert in meinem Exil wie der Gedanke, daß Ihre und Ihrer Landsleute hochherzige Theilnahme an meiner Rettung Ihnen Verfolgung und Nachtheil zugezogen habe."

„Es war nicht so schlimm," fiel ihm Mr. Bruce in's Wort. „Alt-England läßt seine Kinder nicht im Stich. Die Polizei hatte es allerdings nicht gut mit uns im Sinne, aber der Herzog von Wellington sagte: ‚No Sir!' Ein paar Wochen „Brummen", das war Alles."

„Man sagte mir, Sie hätten Ihre Stelle bei der Gesandtschaft eingebüßt."

„Man rief mich ab von hier, aber Lord Holland und Lord Grey sorgten dafür, daß ich durch eine Beförderung mehr als entschädigt wurde. Und jetzt bin ich schon seit einem Jahre wieder in Paris."

„Aber die anderen Herren — —

„Alles in Ordnung, Sir! General Robert Wilson ist durch Ihre Flucht der populärste Mann in ganz England geworden. An allen Schaufenstern war's zu sehen, wie er im offenen Wagen, in voller Uniform, bei hellem Tage mit Ihnen durch's Thor fuhr, und die Gensdarmen links und rechts die Honneurs machten. Hinten stand der Polizeiminister mit einer ellenlangen Nase. Und Capitain John Hutchinson, lucky fellow, hat sich durch die Erzählung Ihrer Abenteuer, wie ein zweiter Othello, die Hand einer ungeheuer reichen Des-

demona erobert. Auch George Ellister hängt sich bei jeder Gelegenheit Ihre Rettung wie ein Ordensband um. No, es ist Keiner von uns zu Schaden gekommen bei der Geschichte."

„Sie machen mich wahrhaft glücklich durch Ihre Mittheilungen!" rief Lavalette mit leuchtenden Augen. „Jetzt erst kann ich aus vollem Herzen mich meiner Rettung freuen."

Er stockte, sein Blick war auf Josephine gefallen, die herbeigetreten war und sich liebkosend an seinen Arm gehängt hatte.

„Mein Kind," sagte er mit fallender Stimme, „Deine Mutter ist nicht hier. Kann ich sie nicht sehen?"

Eine Todtenstille war bei seiner Frage in der Gesellschaft entstanden, so daß man das leiseste Wort vernahm.

„Wir haben Mama vorbereitet auf Dein Kommen," erwiderte Josephine zögernd. „Ich weiß nicht, ob sie uns verstanden hat. Wir haben zur Vorsorge nach ihrem Arzt gesandt, er muß sogleich da sein."

Sie wurde unterbrochen.

„Josephine, mit wem sprichst Du?" ertönte eine Stimme im anstoßenden Zimmer.

„Das ist Emily!“ rief Lavalette erschüttert.

„Josephine! Wessen Stimme ist das?“ rief es wieder im Tone höchster Aufregung.

„Emily, meine Emily!“

„Gott im Himmel, das ist seine Stimme! Lavalette, bist Du es?!“

Die Thür wurde aufgerissen, in dem Rahmen derselben erschien eine weibliche Gestalt, und im nächsten Augenblicke lagen die Gatten einander in den Armen.

„Lavalette, mein Geliebter, mein theurer, theurer Mann! Bist Du es wirklich? Träume ich nicht?! Nein, Du bist's! Das sind Deine Hände, Deine Augen!“

„Mein Weib, mein süßes, theures, treues Weib! Das ist Deine Stimme, die ich so lange, ach, so unendlich lange nicht gehört!“

Sie drängte ihn zurück, um ihn anzusehen mit klaren, verständnißvollen Augen.

„Du bist's, Du lebst, sie haben Dich nicht gemordet?“ sagte sie langsam. „Alle meine Angst war nur ein Traum, ein entsetzlicher Traum! Oder bin ich krank gewesen, habe ich Alles für Wahrheit gehalten, was nur Fieberphantasien waren? Mir ist das Herz

so leicht und die Stirn so frei jetzt. Wenn ich krank war, so bin ich genesen. Ich weiß, daß Du lebst und bei mir bist, frei und von keiner Gefahr bedroht. Ich sehe meine Josephine, ich sehe unsere Freunde, o, Alles ist gut jetzt.“ —

In diesem Augenblicke trat der Arzt ein, hastig und mit gespanntem, besorgtem Blicke. Aber seine Miene erhellte sich, als ihm Frau von Lavalette mit klaren Augen und ihrem lange vergessenen sanften Lächeln entgegen blickte.

„Gott sei Dank,“ sagte er, „so hat meine Hoffnung mich nicht getäuscht! Ihre Ankunft, Herr Graf, hat die erwünschte Wirkung auf meine Patientin gehabt. Jetzt hoffe ich, daß Madame bald ganz aufhören wird, Patientin zu heißen.“

„Seien Sie unbesorgt,“ antwortete er später auf Lavalette's ängstliche Fragen. „Es ist allerdings nicht unmöglich, daß noch einmal ein kleiner Rückfall eintritt, aber durch Schonung und Sorgfalt ist er vielleicht zu vermeiden, jedenfalls zu mildern. Und an der völligen Herstellung ist jetzt nicht mehr zu zweifeln. Nur würde Frau von Lavalette wohl thun, sich von der Unruhe und Aufregung des Gesellschafts- und Weltlebens fern

zu halten. Je stiller und ruhiger sie lebt, desto besser wird es für Seele und Körper sein."

Lavalette verstand ihn, und sein Entschluß war bald gefaßt. Er machte keinen Versuch, in das öffentliche Leben und in die große Gesellschaft, wo er früher eine so glänzende Rolle gespielt hatte, wieder einzutreten; das Streben des Ehrgeizes war zu Ende, nur die Liebe war fortan der Leitstern seines Lebens, das nur der Frau gewidmet war, deren Aufopferung es ihm gerettet. Wenn es möglich war, eine so große Schuld abzutragen wie die seine gegen Emily, so hat Lavalette sie reichlich bezahlt durch nie endende Sorgfalt und Hingebung für sie. Und so viel Liebe fand ihren Lohn, Emily genas vollständig, und eine Reihe glücklicher Jahre voll ungestörten Friedens folgte auf die Stürme der Vergangenheit.

Sie lebten im Winter in Paris, ganz zurückgezogen, nur mit wenigen treuen Freunden im Verkehr, im Sommer auf dem Lande. Emily liebte das Landleben; aber für Lavalette hatte sein Landhaus doppelten Reiz, denn dicht neben ihnen wohnten seine theuersten Freunde, Herr und Madame Bresson. Ihre einzige Tochter Feodore war sehr glücklich an einen Herrn von

Montjoyeux verheirathet. Herr Bresson hatte sich von den Geschäften zurückgezogen, um frei und unabhängig seiner Familie und der Natur leben zu können. Täglich sahen sich die edlen Menschen, die ein unzerreißbares, in der Zeit der Gefahr geknüpftes Band vereinigte. Aus dem bittern Leid war die reine Freude der Freundschaft aufgeblüht. Und wie nach einem Gewitter die Wolken, die früher den Himmel verfinsterten, der schönste Schmuck desselben sind, wenn das Abendroth sie mit Purpur und Gold färbt, so war die Erinnerung an die überstandenen Leiden und Gefahren jetzt, am heitern, sturmfreien Abend ihres Lebens der schönste Genuß für die glücklichen Gatten.

Zuweilen nur verließen sie ihre Zurückgezogenheit, um Josephine zu besuchen, die bald nach des Vaters Rückkehr einem geliebten Manne, dem Herrn von Forget, in die Auvergne folgte. Zuweilen kam auch die junge Frau von Forget mit ihren beiden lieblichen Kindern nach la Verrière, und dann wurden Vergleiche angestellt zwischen den Kindern der Frau von Montjoyeux und ihnen, wobei Herr Bresson immer so höflich war, Frau von Lavalette's Enkel für die schönsten zu erklären, aber nur aus Höflichkeit.

Auch mit den Engländern, die ihn so großmüthig gerettet, war Lavalette im freundschaftlichsten Verkehr geblieben. Mr. Bruce war wie zu Hause in la Verrière. Und Sir Robert Wilson hatte als praktischer Engländer im Jahre 1828 Vergnügen und Nutzen mit einander verbunden, indem er Lavalette dringend einlud, ihn in England zu besuchen. Sir Robert war von der liberalen Partei als Candidat für einen erledigten Parlamentssitz aufgestellt und fand es höchst zweckmäßig, seinen Wählern den von ihm geretteten Adjutanten Bonaparte's als lebendes Beispiel seiner Gesinnung und Handlungsweise vorzuführen. Und Lavalette ging mit guter Laune und dankbarem Herzen auf die Sache ein und fuhr über den Canal.

„Du weißt," schrieb er an seine Frau, „daß ich diese Reise als eine Pflicht ansah. Bei meiner Ankunft hat mir die Weise, wie ich empfangen wurde und das unendliche Interesse, das man für Sir Robert Wilson hegt, sehr fühlbar gemacht, daß mein Besuch sehr gelegen kam und daß man mich sehr getadelt haben würde, wenn ich nicht gekommen wäre.

„Die erste öffentliche Sitzung für die Wahl ist heute Morgen eröffnet worden. Es sind drei Candidaten da

für Southwark: Sir Robert Wilson, Mr. Calvert, die austretenden Deputirten und Mr. Pollhill, der Candidat, der einen dieser beiden ersetzen will. Jeder Candidat trägt seine Farben. Sir Wilson hat Marie-Louisen-blau, Mr. Calvert himmelblau, Mr. Pollhill orange-gelb. Es war verabredet, daß ich mich um halb neun Uhr bei Sir Robert Wilson einfinden solle. Um neun Uhr sind wir in eine elegante, mit zwei Pferden bespannte Calesche gestiegen, Sir Robert und seine älteste Tochter Jennina im Fond, die jüngste und ich auf dem Vordersitz. Beide jungen Mädchen waren elegant aber einfach gekleidet. Die Farbe ihres Vaters zeigte sich auf ihren Hüten und Gürteln. Die beiden Domestiken, der Kutscher, selbst seine Peitsche und die Pferde waren mit Bändern derselben Farbe bedeckt.

„Alles ging in Ruhe ab bis zum Eingange in den Burgflecken; aber dort stopfte die Menge beinahe die breite Straße Pichegru vollständig. Die Bannerträger Wilsons, die Musik, die ungeheure Menschenmasse zwangen uns zum Stillhalten; die Pferde wurden abgespannt und das Volk nahm es auf sich, uns wenigstens eine halbe Stunde lang vorwärts zu ziehen, mit Geschrei, Hurrah und Wilson for ever! Es war ein

Wirrwarr, ein Lärm, um die stärksten Köpfe zu sprengen. Vor dem Volke, das uns zog, befanden sich die Bannerträger und eine rasende Musik, und hinter uns die Wagen vieler Franzosen, Frau von Staël, die Herren Delessert (François und Alexander), die Frau des ersteren, der junge Montebello, der Sohn von Duvergier de Hauranne, Daure, Montalivet und Andere.

„Wilson stand aufrecht in seinem offenen Wagen, alle Welt grüßend und Händedrücke wechselnd mit den schmutzigsten Fäusten, die ich jemals gesehen habe, Frauen aus dem Volke hielten ihm ihre „Babies“ hin, damit er sie küsse.

„Die Einwohner in den Fenstern und bis auf die Dächer hinauf schrieen aus allen Kräften, was überall, an den Mauern, den Läden, auf Brettern, die an langen Stöcken befestigt waren, geschrieben stand: Wilson, der Menschenfreund, Wilson und die Freiheit, Wilson und die Aufhebung der Sclaverei, Wilson und die protestantische Verfassung, Wilson „for ever!“

„Wir avancirten langsam.

„Jetzt kommen wir auf feindliches Gebiet,“ sagte mir Wilson.

„Wirklich, etwas später kamen wir vor Mr. Pollhills

Thür vorbei. Die gelbe Farbe begann zu schimmern in den Fenstern, auf den Wagen, auf den Anschlagszetteln. Aber die Menge, die uns begleitete, verdoppelte ihr Geschrei: „Wilson for ever!“ Fünf Minuten später sahen wir Mr. Pollhill vorbeifahren, in einem sehr eleganten, aber geschlossenen Wagen und sein ganzer Aufzug war bedeckt mit gelben Bändern. Die vermischten Ausrufungen: „Wilson for ever!“ und „Pollhill for ever!“, die Hurrahs, das Pfeifen, die Menge, die sich quetschte, Alles verursachte eine solche Unordnung, daß ich fürchtete, wir würden umgeworfen und erdrückt werden. Ich sah, wie die jungen Mädchen bleich wurden. Aber das Glück, bei ihrem Vater zu sein, gab ihnen Muth, und nur die Bewegung, die sich auf ihren hübschen Gesichtern malte, verrieth ihre Unruhe, kein Schrei, keine Handbewegung. Ich wollte die Aelteste beruhigen, aber sie sagte: „Nein, nein, ich habe nur Furcht für die armen Leute, die uns umgeben.“

„Als großmüthige Feinde, grüßten sich die beiden Rivalen im Vorüberfahren, und endlich erreichten wir den „Husting“, der an der Stelle errichtet war, wo die Straße sich in zwei theilt, wodurch ein kleiner Platz entstanden ist, der mit Mühe ein Bataillon von sechs=

hundert Mann fassen könnte. Jetzt standen hier viertausend Personen.

„Wir stiegen mit vieler Schwierigkeit dem Husting gegenüber bei einem reichen Kaufmann ab, der ein eifriger Parteigänger Sir Robert Wilsons ist, und von einem Fenster des Salons der ersten Etage konnten wir bequem das Schauspiel der Wahl mit ansehen."

Sir Robert Wilson wurde gewählt und Lavalette kehrte mit verstärkter Liebe zur Freiheit in sein Vaterland zurück, das mit stets wachsender Ungeduld das Joch der Pfaffen- und Adelsherrschaft ertrug, welches die Bourbons ihm auferlegten. Seine Verhältnisse verboten ihm, activen Antheil an der Politik zu nehmen; aber er verfolgte mit dem höchsten Interesse die Bestrebungen des neuen Frankreichs, das immer energischer und bewußter dem Ziele der Befreiung von dem Wuste des alten Regime, welches noch einmal durch fremde Bajonette wieder hergestellt war, entgegenstrebte.

Wenige Monden hätte ihm sein Schicksal noch zu leben vergönnen müssen; dann hätte er seine Prophezeihung erfüllt und die Manen so mancher politischer Opfer gerächt gesehen. Im Juli 1830 wurden die Bourbons noch einmal aus Frankreich verjagt. Aber

Lavalette hatte schon die Augen zum letzten Schlummer geschlossen, als die Herzogin von Angoulême und der König Karl X. flüchten mußten, um in der Verbannung zu sterben.

Der Tod hatte ihn überrascht in der Mitte seiner Bücher, unter angefangenen Arbeiten; den Abend vorher hatte er noch im Kreise der Freunde und Nachbarn verlebt, heiter wie immer, von seinen Erinnerungen, von Bonaparte, von der großen Zeit erzählend, die er durchlebt. Ohne Schmerz schied er aus einem Kreise, der ihn nie vergaß, den guten, bescheidenen Mann, den Greis mit dem ewig jungen Herzen.

„Ihn achteten und liebten alle Altersklassen," heißt es in dem Nachrufe, den die „Revue de Paris" ihm widmete, „aber er gefiel vorzugsweise der Jugend. Während seines ganzen Lebens hatte er die Wissenschaften cultivirt, mit der Geduld eines Weisen, mit der Gewissenhaftigkeit eines Gelehrten. Im Bivouac vor Mainz, an der Tafel des Generals Bonaparte, in den Salons der Tuilerien, überall galt er für einen Mann von bedeutendem Geiste, für den angenehmsten Erzähler. Eine unglaubliche Jugendlichkeit des Geistes machte, daß er sich für unsere Anstrengungen zu Gunsten der Frei=

heit und des Ruhmes begeisterte. Die jungen Leute vorzüglich liebten es, ihn erzählen zu hören; die ganze Vergangenheit lebte in seiner Erinnerung. Eine Menge glücklicher Einfälle, pikanter und unerwarteter Wendungen und Anecdoten sprudelten ohne Anstrengung aus seinem reichen und leicht beweglichen Gedächtnisse hervor. Sein Gespräch hielt, wie ein unterhaltendes Buch, seine Freunde oft bis tief in die Nacht an seiner Seite gefesselt und betrog sie über den Lauf der flüchtigen Stunden.

Der Tod hat dieser süßen Muße jählings ein Ende gemacht. Aber ein Gedanke tröstet uns. Wie unvorhergesehen der Schlag auch war, der ihn traf, der Graf Lavalette ist gestorben, betagt, im einundsechzigsten Jahre seines Alters, im Kreise seiner Familie, beweint von seinen Freunden. Seine edle Gattin ist ihm vorangegangen im Tode, nach langen Jahren glücklichster Vereinigung.

Wenn er 1815 gefallen wäre unter dem Beile des politischen Mordes, das damals so viele andere Opfer hinwürgte, so wäre sein Leben um fünfzehn Jahre verkürzt worden. Welcher Tod erwartete ihn, welches Begräbniß! Ein Schaffot auf öffentlichem Platze, ein Todtenkarren, der einen verstümmelten Körper wegfährt, und die Einsamkeit des Kirchhofes von Clamart.

Aber das Schlachtopfer entflieht; das Exil vertheidigt es gegen den Tod. Unmerkbar beruhigen sich die Leidenschaften, die Wuth der Rache besänftigt sich, dann bröckelt beim ersten Hauch dies blutige Schaffot zusammen, die Gerechtigkeit des Monarchen zerreißt ein trauriges Blatt. Der Mann von Verdienst nimmt seinen Platz wieder ein unter demselben Himmel, der sich über seinen Anklägern und seinen Richtern wölbt. Und wenn seine letzte Stunde kommt, verläßt seine Seele die Erde unter den Küssen und Segnungen seiner Kinder. Das Vaterland erweist ihm die letzten Ehren. Seine Gefährten aus allen Zeiten, seine Freunde aus allen Parteien sammeln sich um seine irdische Hülle, die Salutschüsse der Tapfern hallen wieder über seinem Grabe und die Fama trägt die Abschiedsworte der Freundschaft durch ganz Frankreich.

Manen der politisch Verurtheilten aller Parteien, die der Blitz niederwarf, als das Gewitter am stärksten wüthete, möge das Schicksal Lavalette's Euch trösten! In ihm seid Ihr Alle rehabilitirt."

Ende.

Berliner Buchdruckerei=Actien=Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette=Vereins.